AUS STÄDTEN UND SCHLÖSSERN NORDFRANKREICHS

BAND 3

CAMBRAI

VON: BURG • ERHARD • SCHNABEL

KORPSVERLAGSBUCHHDLG. D. XIV. RES. KORPS

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
944.28
B91c
cop.2

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/cambrai00burg

Aus Städten und Schlössern Nordfrankreichs

Schilderungen und Bilder
von Angehörigen eines
Reservekorps

Dritter Band

Cambrai

Korpsverlagsbuchhandlung
des XIV. Reservekorps

Cambrai

Von H. Burg, H. Erhard,
und F. Schnabel

Mit 47 Tafeln und einem Plan

Korpsverlagsbuchhandlung
des XIV. Reservekorps

Printed in Germany

944.28
B91c
cop 2

REMOTE STORAGE

Im Buchhandel durch Carl Winters
Verlag in Heidelberg / Lutherstr. 59

1 9 1 7

742643

Dem Oberbefehlshaber der 1. Armee

General der Infanterie

Fritz von Below

Vorwort.

Dieses Buch wurde geschrieben in der Stadt, welche das Ziel der gewaltigsten Schlacht der Geschichte war, während tagaus tagein das Dröhnen der Geschütze über den Dächern schwebte und die Erde unter dem schweren Tritt durchziehender Kolonnen erzitterte. Es wurde verfaßt für die Schar der feldgrauen Bürger, welche unzählbar die Straßen und Häuser erfüllte, ein rastlos fließender Strom von Kämpfern, die einen den Tag des Streites erwartend, die anderen nach blutigem Ringen von verwüsteter Stätte zurückkehrend. Gar manche von ihnen schritten dann über die freundlichen Gassen und Plätze im Nachsinnen darüber, was die schlichten Reihen der Bürgerhäuser erlebt, was die Monumente der Kirche und der weltlichen Macht wohl zu verkünden hatten. Dieses Werk mag den Fragern die Antwort erteilen und dabei Erinnerungen wecken an jene schwere und große Zeit, als sie

neben dem Getümmel der Schlacht in der anmutsvollen Bischofsstadt die Pfade der Vergangenheit wandelten. Viele Fragen werden auch jetzt unbeantwortet bleiben, denn Zeit und Ort der Arbeit waren der Gründlichkeit feind, die der ruhigen Sammlung bedarf. An die Stadt gebannt, mußten sich die Verfasser mit den spärlichen Quellen begnügen, aus denen sie ihre Studien schöpften.

Cambrai, im Dezember 1916.

Dr. Hermann Burg, Vizefeldwebel d. L.
Dr. Hermann Erhard, Vizewachtmeister.
Dr. Franz Schnabel, Landsturmmann.

Cambrai
in der Vergangenheit

Von Dr. Franz Schnabel

Nordfrankreichs Ebene ist zu allen Zeiten eine Brücke der Völker gewesen und hat von jeher die Menschen zu friedlichem Austausch und zu kriegerischem Streite zueinandergeführt. So ist auf diesem fruchtbaren und verkehrsreichen Boden schon frühe auch ein blühendes Städtetum erwachsen, aber von Anfang an sind diese Städte Grenzfestungen gewesen, um deren Mauern die Heere der hadernden Nachbarn wogten. Auch Cambrai hat in seinen Schicksalen und Erlebnissen den häufigen Wechsel von Handelsblüte und Kriegselend erfahren müssen; es ist auf der Grenzscheide von germanischem und romanischem Wesen im Segen der Kulturmischung und des Völkerverkehrs emporgewachsen, aber es ist zugleich auch Jahrhunderte hindurch der umstrittene Außenposten des alten deutschen Reiches gewesen und hat nachher für die großen Weltmachtkämpfe zwischen Frankreich und Habsburg den Schauplatz abgegeben. So ist Cambrai mehr noch als andere Städte durch

den ganzen Verlauf seiner Geschichte hindurch von den großen Vorgängen draußen in der Welt abhängig gewesen, und alle Erschütterungen und Wandlungen, die draußen vor sich gingen, haben in diesem Gemeinwesen ihr verfeinertes und verschärftes Abbild gefunden.

Schon die ältesten Nachrichten, die wir über die Stadt und ihre Umgebung besitzen, führen uns mitten hinein in bedeutende historische Zusammenhänge. Zwar das größte Ereignis, das im Bereiche der antiken Welt auf diesem Boden sich vollzogen hat, die Unterwerfung Galliens unter die Römerherrschaft, hat Cambrai noch nicht miterlebt. Als Julius Cäsar ins Land kam und mit den hier wohnenden Nerviern focht, hat er noch keine städtische Siedlung an den Ufern der oberen Schelde gefunden. In der frühesten römischen Zeit erscheint vielmehr Bavay als Vorort des Landes, und erst als diese Gemeinde in den Tagen der Völkerwanderung durch die Hunnen zerstört wurde, übernahm die Stadt Cambrai die Führung des Gaues. Wir finden in ihr eine jener gallisch-römischen Provinzstädte, die auf dem Boden großer politischer Freiheiten und eines mächtig aufwärtsstrebenden Wirtschaftslebens erwachsen waren und in ihrer glücklichen Mischung von gallischem und römi-

schem Wesen die feinsten und reichsten Töne zu der gewaltigen Kultursymphonie des alternden Römerreiches hinzugebracht haben. Das „unterirdische Cambrai", das eine fleißige archäologische Lokalforschung nach und nach aufgedeckt hat, gibt uns noch heute ein klares Bild von der Blüte dieses Städtetums, und zumal die heutige Place Fénelon birgt in ihrem schicksalsreichen Schoße eine große Fülle von Überresten. Bei Nachgrabungen hat man hier zwei zeitlich geschiedene Schichten untereinander aufgefunden. Der Raum bis drei Meter unter dem gegenwärtigen Boden gehört dem mittelalterlichen Cambrai und ist angefüllt mit den Grundbauten der alten gotischen Kathedrale, die an der Stelle des heutigen Fénelonplatzes stand und nachher ein Opfer der großen französischen Revolution geworden ist. Unter diesem kirchlichen Trümmerfeld aber liegt der Boden der Römerzeit. Man hat dort in großer Anzahl römische Münzen, Scherben und Ziegel, Götterstatuen, Baufundamente und Säulenstumpfe gefunden, so daß man annehmen muß, daß das Mittelalter nachher auf den Ruinen eines großen römischen Hallenbaues seine Metropole errichtet hat.

Die hier und auch sonst in der Gegend aufgefundenen Reste zeugen von einer weiten

Verbreitung der römischen Kultur im Lande, obwohl doch die Nervier anfänglich entschiedener als alle anderen gallischen Stämme von der Außenwelt sich abgeschlossen hatten. Man weiß ja aus Cäsars Schilderung, wie diese Völkerschaft rauh und ungesellig ein bäurisches Leben führte und unnachsichtlich darauf hielt, daß kein römischer Kaufmann ins Land kam und mit den Waren einer verfeinerten Kultur die Strenge der alten Sitten lockerte. Das Klima des Landes, das mit einer frischeren und kräftigeren Luft als in dem südlich sich anschließenden Keltengebiete von der See her über die Ebene streicht, mochte diesen schärferen und weniger biegsamen Charakter der Völkerschaft geformt haben; und sicherlich haben die Nervier auch nach dem Untergange der alten Freiheit noch länger als die anderen sich innerlich gegen das Fremde gesträubt und — wie Cäsar so charakteristisch erzählt — dem Weine den Zutritt verweigert, weil sie seine verderbliche Wirkung fürchteten und an dem Apfelweine und dem Biere festhalten wollten, den Getränken dieser rauhen und auch heute noch von der Rebe gemiedenen Gegend. Auf die Dauer war freilich eine solche künstliche Abschließung unmöglich, schon weil die hohe Ebene dieses Landes viel zu offen lag und die

bequeme und überlegene Kultur des Römertums auf keinen natürlichen Grenzwall stieß. So war der Weg dem römischen Händler doch nicht verschlossen, als er im Gefolge der Legionen und auf den von ihnen freigemachten Zugängen ins Land kam; Soldat und Kaufmann wurden zusammen die Bannerträger einer siegenden Kultur. Sie beide vereint haben hier mit ihren unaufhörlichen Marschzügen und Handelsfahrten allem künftigen Völkerverkehr die Brücke gewiesen; sie haben in die weichen Wellen dieses Geländes jene Pfade gezogen, die schon damals scharf und gerade das Kartenbild der Landschaft schnitten und seitdem durch die ununterbrochenen Verkehrsgewohnheiten der Jahrtausende nur um so tiefer und fester in den Boden sich eingruben. Schon damals ging der große Straßenzug von Osten nach Westen, nur daß er in Bavay und nicht in Valenciennes begann; von dort führte die alte Römerstraße nach Cambrai, gabelte sich hier in die beiden bekannten Arme, von denen der eine, genau auf der Spur der heutigen großen Straße, nach Amiens ins Gebiet der Ambianer, der andere nach Arras in das der Atrebaten führte. Und auch der Zug von Norden nach Süden, von Tournai nach Le Catelet, ist schon für jene Zeit zu erweisen.

So erscheint die Römerstadt Cambrai als eine Verkehrsmetropole, die nach allen Richtungen die Strahlen ihrer Handelsstraßen aussandte.

Aber was dem offenen und verkehrsfreien Lande in Tagen des Friedens zum Segen und Vorteil gereichte, mußte ihm um so verderblicher werden in Kriegszeiten, die rasch genug über diese Außenprovinz des sinkenden Römerreiches hereinbrachen. Unwiderstehlich schoben sich die germanischen Scharen auf dieser Völkerbrücke von Norden vor, und schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts war Cambrai fränkischer Besitz. Die ungedeckte und flache Bodengestaltung des Landes, die nur wenigen natürlichen Schutz gewährte, mußte das Eindringen erleichtern, und sie mag es auch bewirkt haben, daß schon in diesen frühen Kriegszeiten die Einwohner als Zufluchtsstätten jene unterirdischen Gänge benutzten, welche in großer Anzahl unter dem Boden der Stadt und in vielen Dörfern der weiteren Umgegend sich finden und die von den Bauern „muches" genannt werden. Diese Gänge haben, besonders auch im späteren Mittelalter, ohne Zweifel ihre hohe Bedeutung für dieses ebene Land gehabt, und es mag dabei dahingestellt bleiben, ob die Notwendigkeit des Schutzes gegen einbrechende Feinde oder aber das

Bedürfnis nach dem Baumaterial der Kreide den ersten Anstoß zu ihrer Anlage gegeben hat. Jedenfalls haben diese Katakomben, die eine merkwürdige kulturhistorische Sonderheit gerade dieser Gegend darstellen, als Zufluchtsstätte und Steinbruch zugleich gedient.

In das 5. Jahrhundert fällt auch die Ausbreitung des Christentums im fränkischen Gallien. Wie weit die erste Kathedrale von Cambrai — an der Stelle der heutigen Place Fénelon — in die römische Periode zurückgeht, ist nicht genau bekannt, denn deutlicher werden die Spuren des Christentums in der Gegend von Cambrai erst zur fränkischen Zeit. Sie sind da verknüpft mit den Missionsfahrten des heiligen Gaugericus (St. Géry), der nachher geradezu ein besonderer Stadtheiliger von Cambrai geworden ist. Er war ein Zeitgenosse Chlodwigs und des Bischofs Remigius und verkündete den noch im alten Götzendienste befangenen fränkischen Eroberern das Evangelium. Die Legende berichtet auch von ihm all jene Erzählungen, die sich an die Taten solcher frühchristlicher Missionare heften: wie er die alten Götter durch Predigt und Wunder ausgerottet, wie er ein heiliges Gehölze der Heiden, das droben auf der Anhöhe des Mont-des-Boeufs, an der Stelle der heutigen Zitadelle

gestanden, mit mächtigen Axtschlägen niedergehauen, wie er dann den Boden geweiht und auf ihm ein Kloster errichtet habe. Das ganze Mittelalter hindurch wallfahrte man zu der Abtei und dem kleinen Kirchlein, das draußen vor der Stadt von der Höhe heruntergrüßte und die wundertätigen Gebeine des Heiligen unter seinem Altare barg. Über fünfzig Jahre hindurch soll er in der Gegend gewirkt haben. Er wurde um das Jahr 580 vom heiligen Remigius zum Missionsbischof geweiht; er wurde der Reimser Metropole unterstellt und erhielt die Stadt Cambrai als Sitz seiner Diözese zugewiesen. Bis dahin hatten die Christen der Gegend in Arras ihren Bischof gehabt, nun wurde der Bischofssitz nach Cambrai verlegt.

Die Erhebung zur Bischofsstadt förderte das Ansehen und das Wachstum der Stadt, und schon unter dem Nachfolger des ersten Bischofs, unter dem heiligen Aubert erhob sich abermals eine neue Kirche. Sie wurde am Abhange des Mont St. Géry erbaut, dort wo der heilige Hügel sich nach der Seite der Schelde hin senkte und die Häuser der Einwohnerschaft sich hinzogen. Man weihte die Kirche dem heiligen Petrus; später erhielt sie zusammen mit der ihr zugehörenden Abtei den Namen St. Aubert, und erst nach der französischen

Revolution ist die heute an jener Stelle stehende und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstammende Kirche auf den Namen St. Géry getauft worden.

Mit dem endgültigen Siege des Christentums wuchs auch die weltliche Macht der Bischöfe, zumal der fromme Sinn der Zeit die Kirchen mit reichen Gebieten begabte und die Staatskunst der Merowinger und Karolinger die bischöfliche Macht hochhob und stützte gegen die immer unabhängiger werdenden königlichen Beamten, die Grafen. Auch im Gebiete von Cambrai gelang es diesem königlichen Beamtentum mit der Zeit, sich eine Grafschaft zusammenzubauen — den Gau von Cambrai, auf den Name und Umfang der späteren französischen Provinz Cambrésis zurückzuführen ist. Kein Wunder also, daß auch hier schließlich der Graf sich gegen eine Schmälerung seiner Macht durch König und Bischof zur Wehr setzte, zumal nachdem Kaiser Arnulph im Jahre 894 von Worms aus in einem Freiheitsbriefe alle Rechte des Bischofs ausdrücklich bestätigt hatte: kein weltlicher Würdenträger sollte darnach im Bezirke des Bischofs irgend ein Amt ausüben dürfen, die Verwaltung des bischöflichen Gebietes sollte durch den Bischof selbst und seine Beamten im Auftrage des Königs erfolgen.

So erfüllen denn die Kämpfe zwischen Graf und Bischof die ganze Zeit der letzten Karolinger und der ersten Sachsenkaiser. Schließlich gingen Kaiser und Bischof als Sieger hervor. Im Jahre 946 kam Otto der Große bei seinem Feldzuge gegen Frankreich persönlich nach Cambrai und übertrug fast alle gräflichen Rechte an den Bischof. Das Reichsbistum Cambrai war damit errichtet, und es war damit zugleich auch die Zugehörigkeit dieses Grenzgebietes zum Deutschen Reiche ausgesprochen. Während sich bisher die deutschen und die französischen Nachkommen Karls des Großen untereinander immer wieder um den Besitz dieses belgisch-lothringischen Zwischenlandes, zu dem auch Cambrai gehörte, gezankt hatten, war jetzt durch Ottos des Großen Schiedsspruch klar ausgesprochen, wer hier zu befehlen hatte. Und um auch nach außen hin die Zugehörigkeit dieses Gebietes zum Reiche nochmals ausdrücklich festzulegen, zwang er auf dem gleichen Feldzuge von 946 den französischen König, auch formell allen Ansprüchen auf Cambrésis abzusagen. So wurde das schon damals zum französischen Sprachgebiet gehörende Cambrai trotzdem zum Besitztum und Außenposten des deutschen Reiches gemacht, dessen Westgrenze von nun an und während

des ganzen Mittelalters durch den Besitz dieser Stadt in weitem Winkel tief in das heutige Frankreich hineinsprang.

Zwar versuchten es die Grafen unter den Nachfolgern Ottos I. noch oft, in langen und heftigen Kleinkämpfen ihre alte Stellung wiederzuerringen. Aber die ottonische Reichskirche mit ihrer Vereinigung der bischöflichen und gräflichen Würde setzte sich doch auch in diesem letzten Grenzgebiete des Reiches vollständig durch, als Kaiser Heinrich II. das Grafenamt an den Bischof Erluin selbst übertrug. Die wichtigste Grundlage für ein künftiges bischöfliches Reichsfürstentum war damit gelegt und das Nebeneinander des geistlichen und weltlichen Großen beseitigt. Allerdings sollte die Ruhe nicht lange dauern; denn rasch genug erhob sich gegen den Bischof statt des königlichen Beamten nun der eigene bischöfliche, der in diesen Gegenden Kastellan (chatellain), in den Kernlanden des Reiches Burggraf genannt wurde. Auch er wurde mächtig durch seinen Grundbesitz und durch die Menge der ihm Gefolgschaft leistenden Ritter; aber auch in diesem Streite gewann der Bischof schon in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts die Oberhand: Bischof Gerhard II. bezwang den Kastellan und brach die Burgen der widerspenstigen Landritter.

Im Zusammenhang mit diesen Kämpfen steht es auch, wenn Bischof Gerhard II. der Stadt jene Befestigungen baute, die ihr dann das ganze Mittelalter hindurch zum Schutze und zur Verteidigung gedient haben. Bis dahin war die innere Stadt wahrscheinlich nur von Palissaden umzogen gewesen, und nur die Höhe von St. Géry hatte eine stärkere Umwallung erhalten. Jetzt zog Gerhard II. steinerne Mauern mit Türmen und tiefen Gräben um das ganze Gebiet zwischen Schelde und der Anhöhe, schloß auch das Kastell des Klosters St. Géry und die in der Nordwestecke liegende Feste Selles an die Umringung an und sicherte den Stadtkern mit der Kathedrale, dem Bischofspalast und dem Kloster St. Aubert noch durch eine besondere Mauer. So hat dieser große bischöfliche Festungsbaumeister die Stadt erst recht befestigt, und alle die vielen späteren Arbeiten sind immer nur Ausbau und Verbesserungen gewesen, aber niemals über den Umkreis des von Gerhard II. gezogenen Weichbildes hinausgegangen.

Doch auch innerhalb der Stadtmauern erwuchs schon unter Gerhard II. der bischöflichen Macht ein gefährlicher Gegner. Die Herrschaft Gerhards II. fiel in die Regierungszeit Kaiser Heinrichs IV., wo — im Zusammenhang mit

dem Zwiespalt zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt — das Selbständigkeitsstreben der städtischen Bürgerschaft sich zum ersten Male hervorwagte. Die westlichen und besonders die nordfranzösischen Städte gingen auch hierbei in der Entwicklung voran, und gerade Cambrai hat in seiner Geschichte die bedeutungsvolle Tatsache zu verzeichnen, daß in seinen Mauern zum ersten Male diesseits der Alpen die Bildung einer vom Stadtherrn unabhängigen bürgerlichen Gemeinde, einer „Kommune" versucht wurde. In Abwesenheit des Bischofs traten die Bürger zu einer Art von Eidgenossenschaft zusammen, nahmen die Verwaltung der Stadt selbst in die Hand und schworen sich gegenseitig, künftig dem Stadtherrn keinen Einfluß mehr auf ihre besonderen Angelegenheiten zu gestatten. Rasch kam Gerhard zum Schutze seiner Souveränität mit reisigem Gefolge heran, aber die Bürgerschaft schloß ihm die Tore und stellte ihm Bedingungen. Der Bischof bequemte sich dazu, mit der Stadt zu verhandeln; aber einmal im Innern ihrer Mauern, gelangte er bald dazu, den Widerstand durch List und Gewalt niederzuwerfen.

Um so schlimmer wurden die Wirren, als nach dem Tode des kraftvollen Bischofs alle

die gefesselten Leidenschaften hervorbrechen konnten und die zahllosen sich kreuzenden Interessen dieses von scharfen Prinzipienkämpfen zerrissenen Zeitalters in tollem Wirrwar gegeneinanderspielten. Der Investiturstreit führte auch hier zu einer Doppelwahl und zu einer Vertreibung des päpstlich gesinnten Klerus durch die Bürgerschaft, die im Kaiser ihren Schutzherrn sah; die bischöflichen Beamten und die Ritter, die bisher niedergehalten worden waren, benutzten die Gelegenheit, um das bischöfliche Gut an sich zu bringen; sie stritten wohl auch selbst untereinander und machten durch starke Burganlagen das Land unsicher; der benachbarte mächtige Graf von Flandern mischte sich ein, und die Bürgerschaft ihrerseits erzwang von ihrem Kandidaten Walcher die Anerkennung der Kommune und unterstützte ihn nur unter dieser Bedingung gegen die Anschläge der Barone, des Flanderers, des Gegenbischofs Manasse. Gesteigert aber und vollends unlösbar gemacht wurde dieses wirre Durcheinander durch die unaufhörlichen Wandlungen der großen Politik; bald ist der eine Bischof in kaiserlicher Anerkennung und im päpstlichen Banne, bald ist es der andere. Bis schließlich der neue Kaiser Heinrich V. stark

genug wurde, um alle die gegeneinanderstrebenden Sonderwillen unter sein Machtwort zu zwingen: er kam mit Heeresgewalt ins Land, brach die Burgen der Ritter, ließ sich vom Grafen von Flandern huldigen, löste die Kommune auf und beendigte das Schisma.

Allerdings waren solche Zeiten an der bischöflichen Macht nicht vorübergegangen, ohne dauernde Spuren ihrer schwächenden Wirkung zu hinterlassen. Schon ihrem Umfange nach war und blieb die Diözese von nun an dauernd verkleinert, denn der Papst hatte im Jahre 1002 das Land Artois von dem mit dem Interdikte belegten Bistum Cambrai abgetrennt und den alten Bischofssitz in Arras wiedererrichtet. Aber auch sonst war der Bischof nun abhängiger als früher. Immer mächtiger wurde der Einfluß des Grafen von Flandern, der noch unter Heinrich V. die Kastellanwürde in seinen Besitz brachte, und auch die Ritter wagten sich bald wieder hervor: einer von ihnen, Maufiliâtre, machte Jahre hindurch das Land unsicher und legte sogar die von dem Bischof von Cambrai gebaute Feste Le Cateau in Asche. Dazu kam der immer noch selbstbewußter und unruhiger werdende Geist der Bürgerschaft. Die Kommune bestand trotz kaiserlicher Verbote weiter; sie riß immer

entschiedener Rechtsprechung und Verwaltung an sich; sie baute sich nach der Sitte der flandrischen Städte als äußeres Symbol der Freiheit ihren Belfried (Beffroi), einen Stadtturm, der als Waffenmagazin diente und dessen Glocke das Volk zusammenrief, wenn die städtische Freiheit durch den Bischof bedroht schien oder der Wächter vom Turm das Nahen des Flanderers oder der Ritter bemerkte. Ja, im Jahre 1184 verlieh sogar Barbarossa von Gelnhausen aus der Stadt Cambrai jenes Privileg, in welchem zum ersten Male in der deutschen Geschichte eine Kommunalverfassung die Anerkennung von Kaiser und Reich erhielt.

Die Bischöfe waren nicht geneigt, zu verzichten, und so ziehen sich denn die Verfassungskämpfe zwischen Stadt und Bischof hart und unentwegt bis weit in das 13. Jahrhundert hinein. Mit ihrem Getöse erfüllen sie auch die Regierungsjahre der beiden machtvollsten Hierarchen, die das mittelalterliche Cambrai hervorgebracht hat, die Regierung der Bischöfe Johann von Bethune und Gottfried von Fontaine (1184—1237). Der entschlossenen Beharrlichkeit des ersteren gelingt es bald, Kaiser Friedrich Barbarossa zum Widerruf zu bewegen, aber die Bürger lassen sich nicht einschüchtern und zwingen durch wilde Straßen-

tumulte den Bischof zur Flucht. Auf kaiserliche Waffen gestützt, kehrt Johann zurück und zwingt die Bürger zum Niederreißen des Beffroi; damit aber künftig der Bau von Barrikaden unmöglich sei, werden die ärmeren und stärker bevölkerten Stadtteile entpflastert — dépavé, wie es in den alten Chroniken heißt. Drei Jahre dauerte sein Triumpf, und schon wieder erhob die Bürgerschaft stolzer denn je ihr Haupt, baute den Beffroi wieder auf und trat unter den Schutz Kaiser Philipps von Schwaben. Noch oft schwankte in den folgenden Jahren die Reichspolitik, schließlich aber gab der junge Friedrich II. in seinem berühmten Reichsprivilegium „zu Gunsten der Fürsten" die deutschen Städte den Stadtherrn preis.

Zwar hat die Bürgerschaft von Cambrai wie die so mancher anderen Stadt sich selbst noch gegen diesen allgemeinen reichsgesetzlichen Bescheid zu wehren gesucht. Sie hat in gewaltsamem Aufstand im Jahre 1223 den Nachfolger Johanns, Gottfried von Fontaine, aus der Stadt vertrieben — aber der Kaiser hatte endgültig seinen Weg gewählt. Auf dem Reichstag von Augsburg wurde dem Bischof rechtgegeben, und so verschwanden mit der Kommune wieder Glocke und Beffroi: campanile quod beffroi dicitur tollatur et destruatur,

heißt es in der kaiserlichen Entscheidung. Gottfried aber wollte seinen Sieg nicht mißbrauchen und durch Verleihung eines geschriebenen Rechtes wenigstens Rechtssicherheit gewährleisten. So erließ er 1227 ein Stadtrecht, die lex Godefridi, die keine städtische Justiz und keine Steuergewalt der Bürgerschaft mehr kennt, und als ausführende Organe der bischöflichen Verwaltung die Schöffen einsetzt, die vom Bischofe von nun an aus den Bürgern ausgewählt wurden und absetzbar waren.

Mit dem Gesetzbuch des Bischofs Gottfried hat in Cambrai der Kampf zwischen Bürgerschaft und Bischof seinen Abschluß gefunden: das geistliche Fürstentum erhebt sich auf den Trümmern der städtischen Opposition, es erhebt sich aber auch zugleich über einer sinkenden und verzichtenden Kaisermacht. Zwar sah auch das folgende Jahrhundert noch manche Kämpfe die Straßen durchtoben, aber die Bewegung richtete sich nicht mehr gegen den Bischof, sondern — oft sogar im Einverständnis mit ihm — gegen das auch dem Bischof zu mächtig werdende Domkapitel, welches sich seine Gerichtsbarkeit und die Steuerfreiheit der Geistlichkeit nicht entreißen lassen will. In diesen späteren Stadtkämpfen steht auch nicht mehr wie ehedem das reich und selbst-

bewußt gewordene Bürgertum an der Spitze, sondern die eigentlichen Träger dieser Bewegung werden mehr und mehr die unteren Schichten, die mit dem Aufschwung des Wirtschaftslebens gewaltig angewachsen sind und an dem Streite um die Steuerpflicht das erste Interesse haben. Sie erst geben den Bestrebungen der Schöffen und des Magistrates den eigentlichen Rückhalt; sie setzen immer häufiger blutige Straßenrevolten in Szene; sie gehen in ihren Zielen auch schließlich weit über das hinaus, was die Bischöfe wollen und die Schöffen verantworten können.

Höhepunkt und Abschluß dieser ununterbrochenen Unruhen bildete die blutige Revolte, die am zweiten Fastensonntag des Jahres 1313 in den Straßen von Cambrai wütete. Wieder wie schon so oft bemächtigte sich eine bewaffnete Rotte der Kirchtürme und ließ der Glocken aufrührerische Stimmen über die Dächer schallen; man holte die Standarten aus den Zunfthäusern und rief das zusammenströmende Volk zur Gewalttat auf. Finster und drohend zog der Strom aufgeregter Menschen durch die Gassen zum Bischofspalast, unter gewaltigen Schlägen gibt das Tor nach und die Menge, wütend und durch den Erfolg erhitzt, strömt ins Innere, mordet, plündert, entweiht.

Alsdann bemächtigt man sich der Feste Selles, setzt eine provisorische Regierung ein, und schon wachsen auch die Barrikaden aus dem Boden, denn man hört, daß der Bischof von seinem Palaste in Le Cateau aus Truppen herübersendet. Und um noch vor ihrer Ankunft die trunkne Lust zu stillen, zerrt man die vornehmen Bürger, die nicht mitmachen wollen, auf die Gasse und metzelt sie nieder; dann wälzt sich die Masse aus der von Blut und Feuer gerötеten Stadt hinaus aufs Land, brennt und plündert in Schlössern und Kirchen und verliert sich schließlich im allgemeinen Rausch. Doch schon kommt Bischof Peter von Mirepois mit ergebenen Rittern herbei, erobert die Stadt und unterdrückt alle Elemente des Widerstandes.

Nach der blutigen Revolte von 1313 ist die heroische Periode des mittelalterlichen Cambrai zu Ende. Reichtum und Handel bleiben freilich noch lange auf ihrer Höhe, wenn auch die öffentlichen Lasten durch die Kämpfe der folgenden Zeit beängstigend wachsen. Und auch der äußere Charakter der Stadt hat sich erst in dieser späteren Zeit ganz zu jenem glänzenden geistlichen Städtebild geformt, das im Laufe der Zeit immer noch reicher und feiner ausgestaltet wurde und bis zu den zer-

störenden Stürmen der großen Revolution das Entzücken von zahllosen begeisterten Besuchern gewesen ist. Ihre Schilderungen und die alten Pläne und Ansichten geben noch heute eine Ahnung von dem Glanze und dem Zauber dieser mittelalterlichen Stadt. Steil und stolz aus der Ebene emporgewachsen, schaute sie mit ihren Türmen und Zinnen weithin über die flache, waldlose Landschaft hinweg. Seit Gerhard II. die Dimensionen der Befestigungen abgesteckt hatte, war der Lauf der Mauern fest und unverändert geblieben, und es hatte noch vieler Generationen bedurft, bis die Stadt ganz in das Kleid hineingewachsen war, das ihr der weitschauende bischöfliche Bauherr angezogen hatte. Unaufhörlich hatte man seitdem an dem Mauerpanzer gebessert, verstärkt, verdichtet; man umgab ihn mit einem ganzen System von Gräben, verband ihn mit dem vorgeschobenen Posten des Schlosses Selles und baute zuletzt auch die vor der Stadt gegen Westen gelagerte Abtei Cantimpré zu einer wirklichen Zitadelle um, die von den Wassern der Schelde umspült wurde. Vorgeschobene Werke, Schutzwehren — die Chroniken nennen sie boulevards, Bollwerke — verteidigten die Zufahrtsstraßen, an den wichtigsten Punkten erstanden Tore mit

Zugbrücken, und zahllose Türme zierten den Kranz der Wälle; dazu im Innern noch das Château, das den ältesten Teil der Stadt noch besonders umschloß.

Doch über die mächtigen Werke der Abwehr hinweg erhoben sich immer zahlreicher und mit dem Vorwärtsschreiten der nordfranzösischen Gotik nur immer noch steiler und schlanker emporstrebend die Türme der geistlichen Gewalt, die Symbole der jenseits gewandten Andacht. Die Tempel der Frömmigkeit und die Paläste des weltlichen Lebens, Kirchen und Klöster, Markthallen und Kaufmannshäuser, das Rathaus und der Beffroi, sie alle sind die Zeugen einer reichen und stolzen Welt, deren glanzvolles Äußere doch die dunklen Abgründe dieses Lebens nicht verdecken kann. Da sind die zahllosen Hospitäler, in denen eine fromme Charitas die Leiden dieser unaufhörlich von den Geißelhieben der Pest, des Krieges und des Hungers gepeitschten Menschheit zu lindern sucht; da ist die Cayère d'infamie, der Pranger, der in der Nähe des Marktplatzes an dem Rande eines Wassertümpels stand, wo der Stadtpöbel einer an rohen Freuden sich ergötzenden Zeit sein Vergnügen darin fand, schuldige und unschuldige Opfer seiner Lust, mißliebige Genossen oder politische Gegner ins Wasser

zu stoßen und nutzloser Todesangst preiszugeben; da ist weiterhin draußen vor der Porte Notre Dame der Galgen des Magistratsgerichtes: meist freilich gewährten die Schöffen die Exekution auf dem Markte, um sich den hungrigen Pöbel geneigt zu erhalten.

Alles in allem war es eine farbige und ruhelose Welt, deren Reichtum und unausgeglichene innere Gegensätze besonders in den Festen des Volkes sich widerspiegeln. Langsam und feierlich wallten an zahllosen Festtagen die Prozessionen durch die Straßen der geistlichen Stadt, und zumal der 15. August war für Cambrai der Haupttag des Kirchenjahres: seit man 1440 jenes heute noch in der Kathedrale stehende Bild der Notre Dame de Grâce von Rom nach Cambrai gebracht hatte, wurde es alljährlich am Tage von Mariae Himmelfahrt in feierlichem Umzuge der allgemeinen Verehrung dargeboten, und in späteren Jahrhunderten hat man auch in Cambrai die in vielen Städten Flanderns üblichen großen Triumphwagen, die Chars de Triomphe mitgeführt. Doch dem Zuge der Frömmigkeit folgte oft genug die Burleske der Weltlust, und was mit der Andacht begonnen, schloß mit Vergnügen und Tanz. Aber so war nun einmal das bunte und eigentümliche Zwielicht der

Zeit — diese couleur de moyen âge, welche nachher von der durch ähnliche seelische Gegensätze zerrissenen französischen Romantik so sehr geliebt und so unvergleichlich wiedergegeben worden ist.

Im Hintergrunde dieser städtischen Kultur aber steht die Blüte des wirtschaftlichen Lebens. Mittenhinein gepflanzt in eine fruchtbare und weite Ebene mußte frühe schon die Stadt der gewerbliche Mittelpunkt ihrer ertragreichen Umgegend und die Handelsvermittlerin für entferntere Länder werden. Weithin im Umkreis dehnt sich ja auch heute noch ein fruchtbarer Boden; und wie wir frühe schon ein reges Leben in diesen Gegenden sich entfalten sahen, so mußte auch frühe schon die Ausnutzung dieses Bodens immer nüchterner sich gestalten, bis schon im 13. Jahrhundert die ganze weite Fläche fruchtbares Acker- und Wiesenland geworden war. Ertragreiche Getreidefelder sandten ihre Frucht auf den Markt nach Cambrai, von wo sie auf der Achse über die breiten Landstraßen nach Paris oder nach den großen Städten des Nordens, nach Lille, Douai, Valenciennes verfrachtet wurde. Ein großer Teil auch wurde vorher erst noch in Cambrai gemahlen; nicht weniger als fünf vom Wasser der Schelde getriebene Mühlen

nannte der Bischof, der das alleinige Mahlrecht besaß, sein eigen, darunter auch das noch heute bestehende, in seiner technischen Anlage freilich längst geänderte große Mühlenwerk beim Château de Selles.

Neben dem Getreide wurde besonders der Flachs im Lande gepflanzt, ja sein Anbau bildete zusammen mit der Heimindustrie der Leinweber eine besondere Eigentümlichkeit gerade dieser Gegend. Die gleichen Hände, die im Sommer die Pflanze gebaut und geerntet hatten, beschäftigten sich im Herbste und Winter damit, den Ertrag am Spinnrad und Webstuhl zu verarbeiten: eine enge Verbindung von Feld und Werkstatt, die Ruhm und Reichtum des mittelalterlichen Cambrai begründet hat. Um 1300 genoß die Leinwand von Cambrai bereits Weltruf, und besonders die feinen Webarten des Batistes bildeten für die Stadt die eigentliche Spezialität, in der mit der Zeit immer feinere, immer durchsichtigere und immer leichter wiegende Waren gefertigt wurden, bis man es zu einer unvergleichlichen Vollendung gebracht hatte. Auf allen Märkten war der Batist von Cambrai gesucht, bis nach England drang sein Ruf, wo er unter dem Namen Cambric bekannt war. Die Überlieferung berichtet, daß ein gewisser Jean Baptist (de)

Cambrai der Erfinder dieser feinen Leinwand gewesen sei und daß man nach ihm die neue Webart genannt habe; ein Denkmal neueren Ursprungs erinnert in den Parkanlagen von Cambrai an diesen Mann, und bis auf den heutigen Tag ist Cambrai die Stadt des Batistes geblieben.

Nicht minder bedeutend als die Leinwandindustrie war die Bearbeitung der Wolle. Man gebrauchte die Wolle des Landes, den größten Teil des Rohmateriales aber kaufte man in England; seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts finden wir die in London handeltreibenden Kaufleute von Cambrai als Mitglieder jenes Bundes, den die flandrischen Händler in London zu ihrem Schutze geschlossen hatten und der in seinem Wesen der deutschen Hanse ähnlich war. Die eingekaufte Wolle wurde nach Hause geführt, hier zu Tuch verarbeitet und dann weiterverkauft. Dabei waren auch in Cambrai Verarbeitung und Verkauf genau geregelt nach den Grundsätzen des mittelalterlichen Zunftwesens; auch die Tuchgilde von Cambrai hatte ihre strengen Gesetze, ihre scharfe Regulierung aller wirtschaftlichen Tätigkeit, ihre Bindung des Verkaufes an Markt und Tuchhalle. Natürlich ließen sich die Händler nicht an dem Verkaufe in der Stadt

genügen. Sie zogen mit ihren Waren hinaus auf den Weltmarkt, nach der Champagne; sie besaßen ihre eigene Halle in Bar-sur-Aube, dem großen Tuchmarkte des ausgehenden Mittelalters, und boten dort ihre draps zum Verkaufe aus: ihr Gewebe, camelin genannt, war besonders berühmt.

Groß muß der Reichtum gewesen sein, der sich auf diese Weise ansammelte; wir haben seine Auswirkungen auf das Kulturleben und auf den öffentlichen Geist der Bürgerschaft kennen gelernt. Kein Wunder, daß neben dem umfassenden Warenhandel auch der Geldhandel immer wichtiger wurde, zumal in jenen Zeiten der Münzverwirrung, wo neben den bischöflichen Münzen noch unzählige andere Geldsorten auf dem Markte kursierten. Frühe kommen als Inhaber der Wechselbanken auch in Cambrai die Juden und die Italiener auf: die Rue des Juifs erinnert noch heute daran, während die ihr benachbarte Rue des Lombards ihren historisch gewachsenen Namen durch die ungeschichtliche Mode der Umtaufung in neuerer Zeit hat verschwinden sehen.

Unterhalb dieses Reichtums der großen Bankiers, Händler und Fabrikanten dehnte sich eine breite Handwerkerschicht, die freilich von den Schwankungen der Konjunktur recht ab-

hängig war und ganz im Dienste der großen Betriebe stand. Denn wie viele Hände und wie viele Gewerbe waren nötig und mußten zusammenarbeiten, bis der Kaufmann die Leinen- und Tuchwaren nach der Champagne bringen konnte! Gab es doch gegen Ende des Mittelalters nicht weniger als 35 Zünfte in Cambrai. Auch hier wieder müssen einige blasse Namen dem heutigen Beschauer all das ersetzen, was in den glücklicheren, von dem zerstörenden Geiste der französischen Geschichte nicht berührten Städten Flanderns die Monumente der Zunfthäuser und Gildehallen noch heute lebendig veranschaulichen können; in Cambrai deutet die Rue des Feutriers wenigstens noch mit ihrem Namen auf die mittelalterliche Bearbeitung des Wollfilzes hin, während die Rue des Liniers an die Zunft der Leinweber erinnert.

Freilich — die ganze kunstvolle Blüte dieses Städtetums war auf die Dauer doch nur durch Anlehnung an eine größere Macht möglich. Das Reich aber begann seit dem 14. Jahrhundert immer mehr zu versagen, und so wurde die Hinneigung zu Frankreich immer größer. Im Jahre 1337 kaufte der französische König dem flandrischen Grafen, dessen Macht gleichfalls längst zurückgegangen war, die

Kastellanwürde ab. Zwar protestierte Kaiser Ludwig der Bayer; aber allzu sehr mit dem Kampfe gegen den Papst beschäftigt, mußte er die Wahrung seiner Rechte dem ihm verbündeten englischen König überlassen. Die Engländer verwüsteten 1338 die Gegend um Cambrai, die Stadt selbst aber hielt sechs Wochen lang in einer heldenhaften Verteidigung stand, die Froissart, der große zeitgenössische Historiker Nordfrankreichs, durch eine glänzende Schilderung verewigt hat. So stand Cambrai auf französischer Seite, als im folgenden Jahre der große hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach: es kam sogar ein Bündnis zwischen der Stadt und dem französischen König zustande. Allerdings schwächte der Verlauf des Krieges das französische Königtum, und der französische Einfluß im Lande ging zurück; da aber kamen die neuen burgundischen Herzöge empor, deren Macht sich durch den Erwerb von Artois, Flandern und Hennegau wie eine Kette um Cambrai herumlegte. Gelegentlich zwar boten die Päpste ein Gegengewicht und bemühten sich, die Wahl unabhängiger Bischöfe durchzusetzen; so wurde auf päpstliche Veranlassung eine Zeitlang Pierre d'Ailly, der größte Theologe des ausgehenden Mittelalters, Bi-

schof von Cambrai. Aber die allgemeine Kirchenspaltung ermöglichte dem Burgunder in den folgenden Jahrzehnten doch immer größere Fortschritte, bis dann allerdings plötzlich im Jahre 1477 mit dem Soldatentode Karls des Kühnen die künstliche Schöpfung des neuburgundischen Reiches zusammenbrach. Sofort legte die rücksichtslose Entschlossenheit König Ludwigs XI. von Frankreich Hand auf die Stadt. In den folgenden Jahren unterhandelten Frankreich und der habsburgische Erbe der burgundischen Macht noch vielfach über das Schicksal von Cambrai; die harte Willkür des französischen Kommandanten Maraffin führte am Ende zu einem Aufstande, in dessen Verlauf die Franzosen verjagt wurden, bis dann der Friede von Arras 1482 die „Neutralität" von Cambrai anerkannte.

So hatten die Bischöfe es klug verstanden, zwischen den eifersüchtigen mächtigen Nachbarn doch schließlich ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Allein diese Neutralität lag nur im Interesse des Bischofs, der lieber Reichsprälat und Stadtherr war als Landesbischof eines mächtigen Fürsten. Den Bedürfnissen der Bürgerschaft entsprach diese Politik nicht; um ihre Freiheit war es schon längst geschehen, und es konnte ihr darum gleichgültig sein, ob der

Porte de Cantimpre. 2. S. Francois. 3. S. Lazaro. 4. S. Julien. 5. S. Claire. 6. le Palais de l'archeque. 7. aux Benedictins. 8. Dames de S. Agnes. 9. S. Martin. 10. Notre Dame, Cathedrale. S. Jeri. 12. Carmes des Chaussés. 13. S. Sepulchre. 14. la Maison de ville. 15. Ecole Domine. S. Nicolas. 17. S. Magdalene. 18. Porte de S. Sepulchre. 19. S. Jaques. 20. S. Jean. 21. S. George.

1. Das thor Cantimpre 2. die Kirche S. Francisci. 3. S. Lazari 4. S. Julian 5. S. Clara 6. Erzbischoff Pallast 7. PP. Benedict 8. Frauen zu S. Agnes 9. S. Martin 10. Erzbischoffl. Kirche zu unser L. Frau 11. S. Jeri 12. PP. Carmelitē 13. Kirche zum H. Grab 14. das Rathhaus 15. Dominican. Schule S. Nicolas 17. S. Magdalena 18. thor zum H. Grab 19. Kirche zu S. Jacob 20. S. Johannes 21. S. Georg

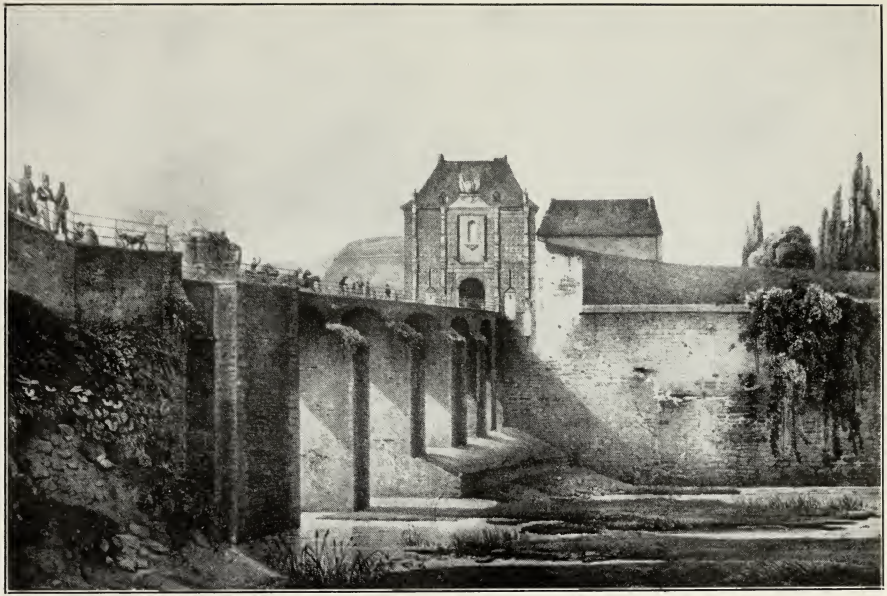
B. Werner del. A. Glaßer sc. Cum Pr. S. C. M. 4 Marc Engelbrecht excud. A. V.

Ansicht von Cambrai aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Die Rue des Anglaiſes (im Hintergrunde Château de Selles).

Das Tor der Zitadelle.

Das Tor Notre Dame in heutiger Gestalt.



Das Tor Notre Dame in alter Gestalt.

The Library
of the
University of Illinois

Blick auf die Esplanade.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Reichsbischof oder ein weltlicher Landesherr in ihren Mauern gebot. Ihr wirtschaftliches Leben aber, auf den freien Verkehr über weite Strecken angewiesen, war in dem Augenblick unterbunden, wo ringsum die Lande zu Staaten sich konsolidierten und die Stadt nichts weiter mehr war als eine Enklave zwischen großen Mächten. Früher und rascher als in den flandrischen Städten, die den Anschluß an eine große Macht gefunden hatten, sank der Leinen- und Wollhandel gegen Ende des 15. Jahrhunderts von seiner Höhe herab, um sich nie wieder zu erholen. Dem äußeren Ansehen des Bischofs freilich brachte diese Politik eine Zeitlang Glanz und Würde ein. Von Frankreich und den Habsburgern zugleich umworben, stand er mitten zwischen beiden Weltmächten, die eben in gewaltigen, über ein volles Jahrhundert sich hinziehenden Kämpfen um die Weltherrschaft gegeneinanderstießen, und es mußte in diesen prunksüchtigen Zeiten den Kirchenfürsten schmeicheln, wenn gerade ihre Residenz als neutraler Boden betrachtet wurde, auf dem man sich zu diplomatischen Kongressen zusammenfinden konnte. So schlossen hier im Jahre 1508 die feindlichen Könige, für einen Augenblick ihrer Fehde vergessend, die Liga von Cambrai, in welcher sie

unter päpstlicher Leitung zur Beraubung der wehrlosen Republik Venedig sich vereinigten, und für den bischöflichen Gastgeber fiel dabei als Anerkennung der Herzogstitel ab. Die Bischöfe hatten damit das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht; sie wurden in die Reihe der Reichsfürsten aufgenommen, und damals wurde ihnen von dem habsburgischen Kaiser auch das Recht verliehen, in das Wappen ihrer Stadt den österreichischen Adler zu setzen, den Cambrai bis auf den heutigen Tag führt.

Prunkvoll — wie es dies Zeitalter der Renaissance so liebte — hielt Bischof Jacques de Croy seinen Einzug als Herzog: kunstvoll gewobene Teppiche, die edelsten Erzeugnisse von Cambrais Gewerbefleiß, zierten die Straßen, durch die der stolze Zug sich bewegte; vor dem Rathaus empfing der neue Herzog die Huldigung des Magistrats, und ein üppiges Gastmahl schloß sich an, während man drunten auf dem Marktplatz die Menge erfreute, indem man Geld unter sie warf, für Gauklerspiele sorgte und den Brunnen Wein statt des Wassers spenden ließ.

Solche Gelegenheiten, die dem Streben nach Glanz und Nachruhm entgegenkamen, boten sich in der kommenden Zeit noch öfter, ja im Jahre 1529 wurde die Stadt zum Schauplatz

eines weltgeschichtlichen Vorganges. Kaiser Karl V. und König Franz I. waren von neuem gegeneinander in den Kampf gezogen, aber nach der Sacco di Roma, der blutigen Erstürmung Roms durch die kaiserlichen Truppen, hatten sie es doch für klüger gehalten, an Frieden zu denken; und da die Versöhnung dem harten Sinn der Männer bisher nie gelungen war, so sollte die mildere Hand der königlichen Frauen den Frieden vermitteln. So verabredete man, daß Luise von Savoyen, die Mutter Franzens I., und Margaretha von Österreich, die Tante Karls V., auf dem neutralen Boden von Cambrai zusammenkommen sollten, um den „Damenfrieden" zu schließen. Vorsichtig hatte der Bischof alles aus dem Wege geräumt, was die Waffenruhe stören oder die Neutralität verletzen konnte; er hatte die Stadt in zwei Lager geteilt und eine Trennungslinie gezogen, welche die Quartiere der beiden Nationen voneinander schied; er hatte für Schutz und starkes Geleite gesorgt, er hatte sich ausbedungen, daß auf beiden Seiten die Stärke des Gefolges gleich war. Trotzdem nahten die Damen nur langsam und mit großer Vorsicht. Luise von Savoyen machte nochmals in St. Quentin halt und verhandelte von hier aus noch einmal mit der Stadt: sie

wollte die Schlüssel eines der Stadttore haben, sie forderte einige Bürger als Geiseln für ihre persönliche Sicherheit. Der Magistrat mußte unter Berufung auf Neutralität und Selbständigkeit der Stadt ablehnen, versicherte aber, für alle Fälle gesorgt zu haben. Die Regentin begnügte sich damit, und am Abend des 6. Juli, zwei Stunden nach der Ankunft Margarethens, hielt sie ihren Einzug in die Stadt und stieg in dem noch heute erhaltenen Palaste der Grafen von St. Pol ab.

Der Friede wurde hier am 24. Juli unterzeichnet und am 5. August veröffentlicht. Zur Feier des ersehnten Ereignisses zelebrierte der Bischof in der Kathedrale ein Hochamt; Salutschüsse, Freudenfeuer und öffentliche Tanzmusik verherrlichten die Größe des Tages. Die Regentin gab in St. Pol ein glänzendes Gastmahl und spendete dem Volke reichlich Wein. In den nächsten Tagen kam auch Franz I. in Person nach Cambrai; er war sofort auf die Nachricht vom Friedensschluß aufgebrochen, um Margarethen von Österreich seine Aufwartung zu machen. Freilich traute er der Aufrichtigkeit des Gegners noch immer nicht, und vorsichtiger noch als seine Mutter, bestand er auf der Forderung, daß ihm ein Stadttor ausgeliefert werde: die

Stadt gewährte ihm die Bedingung und mußte nun auch den Österreichern ein Tor zur Besetzung zuweisen. Mit einem selbst für jene Zeiten unerhörten Prunke, von dessen märchenhafter Pracht man sich noch lange staunend zu erzählen wußte, hielt König Franz seinen Einzug in die Kongreßstadt, und am anderen Tage gab er ein Bankett von wahrhaft königlicher Freigebigkeit; alles war hier vereint, was die Zeit aufzubringen vermochte an künstlich erweckter alter Ritterschaft und neuer königlicher Machtentfaltung. Schwer und golden breitete sich die Majestät des emporkommenden Fürstentums über den ohnmächtigen und in nichtiger Eitelkeit sich wiegenden Gliedern des alten deutschen Reiches aus. Noch waren die Monarchen nur als die erlauchten Gäste gekommen, von deren Anwesenheit die Stadt sich geschmeichelt und geehrt fühlte. Bald sollten sie als Verlangende und Fordernde an die Tore pochen und die Macht ihres Königtums nicht mehr mit einer freigebigen Hand, sondern durch eine starke und gewaffnete Faust verspüren lassen.

Rasch genug vollzog sich das Geschick. Der „Damenfrieden" mit der von ihm festgelegten, künstlichen Aufteilung der beiderseitigen Interessengebiete hatte ebensowenig Bestand wie

die früheren Verträge; bald brach der Krieg von neuem aus und immer schwieriger wurde es, das zwischen den Schlachtfeldern liegende kleine Reichsland zu schonen. Denn die Stadt hatte gar nicht die Möglichkeit sich zu wehren, wenn jemand ihre Neutralität antasten wollte. Da brach im Jahre 1543 die Katastrophe herein. Karl V. belagerte gerade die Festung Landrecis; Franz I. eilte zum Entsatz heran, und da ihm an der Erhaltung des wichtigen Platzes alles gelegen war, so zögerte er nicht, durch das neutrale Gebiet zu rücken, um auf diese Weise die Feste mit Lebensmitteln zu versehen. Die Stadt Cambrai vermochte nicht, ihn zu hindern, aber Karl V. konnte nun auch seinerseits auf diese ohnmächtige Neutralität keine Rücksicht mehr nehmen. Gezwungen, die nun aussichtslos gewordene Belagerung von Landrecis aufzugeben, nahm er seine Marschrichtung über Cambrai und setzte sich durch einen Handstreich in den Besitz der Stadt, die das alles einfach als Tatsache hinnehmen mußte. Er erklärte ihr, daß er zur Aufrechterhaltung ihrer Neutralität, zu der sie selber nicht fähig gewesen, in ihrem Umkreis eine Zitadelle errichten und mit eigenen Truppen besetzen müsse. Die Bischofsstadt sollte nach seiner Absicht eine Stütze der spanischen Herr-

schaft gegen Frankreich werden und neben ihr mittelalterliches Mauerwerk noch eine besondere, engere Burganlage erhalten, die auch den neuen Feuerwaffen widerstehen konnte.

Karl V. hatte dabei die Wahl, ob er das neue Kastell im Westen der Stadt auf der schon bisher stärksten Seite der Festung errichten wollte, oder ob er die Anhöhe des Mont St. Géry und ihre Verteidigungsmöglichkeiten ausnutzen wollte. Er soll anfangs nicht abgeneigt gewesen sein, die Hauptstärke der ganzen Festungsanlage im Westen beim Kloster Cantimpré zu belassen, wo die Wasser der Schelde schon an sich die Verteidigung erleichterten. Daß dann doch das Gesicht der ganzen Anlage herumgewendet und die Zitadelle auf ihren heutigen Platz gebaut wurde, schreiben die alten Lokalhistoriker den Schikanen eines habsüchtigen Generals zu; dieser soll nach Karls Abreise der Bürgerschaft gedroht haben, er werde, wenn ihm nicht eine hohe Summe gezahlt werde, die Feste auf dem Mont St. Géry errichten, wo dann freilich die Kirche, die Abtei und die zahlreichen Häuser, die sich im Laufe der Zeit dort angesiedelt hatten, niedergelegt werden mußten. Die Bürgerschaft, so erzählt man, sei aber nicht in der Lage gewesen, die von dem Erpresser geforderte Summe auf-

zubringen. Tatsache ist jedenfalls, daß Karl V. bald nach seiner Abreise von Valenciennes aus den Befehl erließ, auf dem Mont St. Géry die Zitadelle zu errichten, das dortige Stadtviertel zu diesem Zwecke niederzureißen und die Kosten in Form einer Kontribution von 100 000 Gulden auf die Einwohnerschaft umzulegen.

Diese Entscheidung brachte über Stadt und Land ein unerhört hartes Schicksal. Achthundert Häuser wurden niedergelegt, um freien Raum zu schaffen für die Burg, die Mönche von St. Géry wurden ausgesiedelt und der Abt von St. Aubert durch willkürlichen Befehl gezwungen, ihnen für ein Heim zu sorgen. Und mit der gleichen rücksichtslosen Härte verfuhr der neue Herr auch gegen die anderen Gewalten, die bisher in dem geistlichen Staate etwas bedeutet hatten: dem Lehnsadel auf dem Lande wurden Schlösser und Burgen abgerissen, deren Steine sich zu den neuen Mauern der Zwingburg türmten, die Bürger und die Mönche wurden zum Arbeitsdienste herangeholt, als der Bau nicht schnell genug fortschreiten wollte; das ganze Land aber verfiel durch die hohe Kontribution einer allgemeinen Verarmung. Die Stände von Cambrésis, durch deren Vermittlung der Bischof bisher dem Lande einen kleinen Anteil an der Regierung

gewährt hatte, wurden bei all diesen Vorgängen nicht gehört, und als die Burg fertig war, da übertrug Karl V. über den ständischen Widerspruch hinweg kurzerhand seinem Sohne Philipp das Burggrafenamt mit allen Rechten und Würden, welche die Burggrafen des Reiches besaßen. Und wenn auch dabei der Zugehörigkeit zum Reiche und der Rechte des Bischofs gedacht war, in Wahrheit hatte Karl V. doch als spanisch-burgundischer Herrscher gesprochen: Cambrai war eine spanische Stadt geworden.

Wie sehr sie es in der Tat geworden war, sollte sie ganz erst erfahren, als nach der Abdankung Karls V. die bisherige persönliche Vereinigung der Kaiserwürde mit der Krone von Spanien und Burgund hinwegfiel und die spanisch-burgundischen Lande in Philipp II. einen Regenten erhielten, der den landesherrlichen Machtgedanken gegen das Reich und gegen die feudalen Gewalten mit starker Konsequenz verfolgte. Auf seine Veranlassung löste im Jahre 1559 Papst Paul IV. das Bistum Cambrai aus seiner bisherigen Unterordnung unter den Reimser Erzstuhl und erhob es zum Range eines Erzbistums. Das geschah im Zusammenhang mit jener berühmten Bistumseinteilung, die Philipp II. in seinen belgi-

schen Landen vornahm und bei der er ohne Rücksicht auf geschichtliche oder kulturelle Verhältnisse nur den nüchternen Zweck verfolgte, Landesbistümer zu schaffen, deren Grenzen mit den staatlichen Grenzen sich deckten und zu geschlossenen, keinem ausländischen Kirchenfürsten unterstellten Verwaltungseinheiten sich rundeten. So wurde Cambrai die über vier Suffraganbistümer gestellte Erzdiözese des südlichen Belgiens. Der alte Reichsbischof von Cambrai war dadurch vielleicht auf die hierarchische Leiter gestiegen, aber die Selbständigkeit war dahin, auch wenn er die Titel eines Grafen und Herzogs weiterführen durfte.

Von jetzt an in die spanische Weltmacht einbezogen, erlebte Cambrai das grausame Schicksal der Grenzstadt, an deren Besitz die Entscheidung des Weltkrieges zwischen Frankreich und Habsburg gleichsam symbolisch geknüpft schien. Scharf wachte das Auge des Spaniers über dieser Festung, die nach Lage und Stärke die wichtigste in seinen Niederlanden geworden war; aber nicht minder beharrlich wiederholten die Franzosen ihre Anschläge, und alles was im Lande von den Spaniern niedergehalten wurde und bezwungen war, suchte sein Heil im Anschluß an den auswärtigen Feind: die feudalen Gewalten der Stände nicht minder

als die neue Lehre des Protestantismus und die wieder einmal sich regenden städtischen Massen. Bis schließlich im Jahre 1581 ein adliger Abenteurer aus der Umgegend, ein Baron von Inchy-en-Artois mit Geschick und Klugheit all diese in sich selbst so widerspruchsvollen Gewalten zusammenfaßte, um die spanische Herrschaft zu stürzen. Er handelte im Einverständnis mit Wilhelm von Oranien, dem Führer des niederländischen Aufstandes; er knüpfte Beziehungen mit dem französischen König an, dessen Bruder, der Herzog von Alençon für den Thron der befreiten Niederlande ausersehen war; er handelte zugleich auch im Auftrage seiner heimischen Standesgenossen und mit Unterstützung der städtischen Bürgerschaft und der Kalvinisten. So war es ihm ein Leichtes, die Garnison der Zitadelle zu überrumpeln, die Stadt in seinen Besitz zu bringen und den Erzbischof Ludwig von Berlaymont zur Flucht nach Mons zu zwingen. Rasch aber ging in der Folge die Bewegung weit über das hinaus, was der Adel und die städtischen Patrizier beabsichtigt hatten, als sie mit dem Glücksritter sich verbanden. Inchy hielt sich eine eigene Garnison, über die er unumschränkt verfügte; er gab dem Pöbel das bischöfliche Palais zur Plünderung preis,

er ging gegen die Geistlichkeit vor, die keinen neuen Bischof wählen wollte, und war auf dem besten Wege, mit Hilfe der städtischen Massen und des eigenen Söldnertums eine Tyrannis zu errichten, als der Statthalter der spanischen Niederlande, Prinz Alexander Farnese von Parma mit starker Heeresmacht vor Cambrai erschien. Die Stadt wurde freilich durch Alençon entsetzt, der von ihr im Namen des französischen Königs Besitz ergriff; aber dadurch war es auch mit der Herrlichkeit Inchys zu Ende. Das französische Königtum hatte den spanischen Rebellen gerne benutzt, aber es selbst duldete keine frondierenden Edelleute und Hugenotten.

Cambrai war wieder französisch. Jedoch die inneren Wirren, welche das französische Königtum in den Tagen der letzten Valois schwächten, erlaubten es nicht, in Cambrai tatsächlich die königliche Macht aufzurichten. Und da auch der Spanier, mit dem niederländischen Aufstande beschäftigt, sich nicht um Cambrai kümmern konnte, so war es dem Gouverneur Balagny, den Alençon in Cambrai eingesetzt hatte und der die Herrschaft im Namen des französischen Königs führte, leicht möglich, sich immer selbständiger zu machen. Ganz und gar ein Werkzeug in den Händen seiner Frau, der stolzen

und ehrgeizigen Renée d'Amboise, strebte er nach der eigenen Herrschaft im Lande, beteiligte sich an allen Unternehmungen des französischen Adels, die auf Schwächung des Königtums der Valois hinausliefen und erlangte schließlich von dem ersten Bourbonen, König Heinrich IV., die Erfüllung seines Wunsches. Renée d'Amboise reiste selbst an das Hoflager des neuen Königs, und ihren Reizen konnte Heinrich nicht widerstehen: er erhob Balagny zum Herzog von Cambrai und Marschall von Frankreich. Dann kam er selber, hielt mit seinem glänzenden Gefolge und umrauscht vom Jubel der Massen einen stolzen Siegeszug durch die Straßen der Stadt, besuchte — denn auch Cambrai war eine Messe wert — die Kathedrale und wohnte in der Zitadelle als Gast der Renée d'Amboise.

So sah die herrschsüchtige und prunkliebende Frau den Wunsch ihres Lebens sich erfüllen. Von ihrem Glücke trunken gemacht und gierig nach neuem Glanze erhob sie stolzer denn je das Haupt. Das neue Herzogtum stützte sich auf die Ergebenheit und die Kraft seiner Söldner; man saugte, um sie und die eigene Lust zu befriedigen, die Bürgerschaft aus; man hielt jeden Eigenwillen und jeden Widerspruch gewaltsam nieder, man ließ allen Leiden-

schaften die Zügel schießen, in wahnwitziger Verschwendung und rauschenden Festen lebte man unersättlich dahin und merkte es nicht, daß man über gefährlichen Abgründen tanzte.

Denn die Spanier waren von der Unzufriedenheit der städtischen Bevölkerung genau unterrichtet, und lauerten nur auf eine geeignete Gelegenheit, um im August 1595 plötzlich und mit überlegener Heeresmacht vor die Stadt zu rücken. Belagerungswerke, wie sie der Prinz von Parma ein Jahrzehnt vorher so glänzend und erfolgreich gegen Antwerpen hatte spielen lassen, wurden von seinem gelehrigen Schüler, dem Grafen Fuentes gegen Cambrai in Bewegung gesetzt, und eine Beschießung von bis dahin unerhörter Heftigkeit ergoß sich über die unglückliche Stadt. Im Innern aber herrschte Verzweiflung und Unruhe; die Soldaten begannen unzuverlässig zu werden, die Bürger konnten nur mit Gewalt niedergehalten werden. Es bedurfte nur eines günstigen Augenblickes, und das Volk erhob sich, und schon verließen auch einige Abteilungen von Soldaten ihre Posten und schlossen sich den Bürgern an. Balagny wich in die Zitadelle zurück; aber Renée, mutiger als der fassungslose Herzog, stieg hinab in die Stadt unter die aufrührerische Menge, nur mit einer Pike bewaffnet und nur

von einigen Offizieren begleitet. Vergebens! Die Barrikaden wuchsen aus dem Boden, Kanonen wurden von den Wällen herabgeholt und gegen die Truppen des Herzogs aufgefahren, die Stadttore wurden gewaltsam erbrochen und die Spanier in die Stadt gelassen.

Noch blieb die Zitadelle. Renée wollte, daß man Widerstand leiste bis aufs Letzte und mit der Feste untergehe. Aber Balagny hielt es für klüger, mit den Spaniern zu verhandeln, und er erreichte auch eine sehr günstige Kapitulation. Er bekam freies Geleit und verließ am Tage darauf mit seiner Habe und seiner Leibwache Zitadelle und Stadt. Ein schwarzer Wagen folgte seinem Zuge: er trug die Leiche Renées d'Amboise. Sie hatte sich in ihrem Leben nicht zu gering geachtet, die Hand nach einer Fürstenkrone auszustrecken; sie hatte mit vollen Zügen am Borne der Macht und des Glückes getrunken, und kraftvoll und gewaltig die Zügel der Herrschaft geführt. Nun dachte sie auch im Unglück groß und stolz genug, um ungebeugt eines freiwilligen Todes zu sterben, nachdem ihr ein Leben, wie sie es sich ausgedacht und gezimmert hatte, unmöglich geworden war: eine Gestalt von tragischer Größe, nicht unähnlich jener Gräfin Tertzki, in deren Per-

sönlichkeit der deutsche Dichter die dämonische Wucht und Geschlossenheit eines Schicksals veranschaulicht hat, das in Renée d'Amboise lebendige Wirklichkeit gewesen ist.

In Cambrai herrschte von nun an wieder der Spanier. Unumschränkt führten der Statthalter der Niederlande und der Gouverneur der Provinz die Verwaltung im Namen des Königs, und die Rechte des Erzbischofs und der Stände wurden immer geringer: das politische und auch das wirtschaftliche Leben erstarrten. Und mit dem spanischen Szepter breitete sich in Cambrai auch der Geist der spanischen Gegenreformation aus und gelangte dann in der Gestalt des Erzbischofs Vanderburch (1615—1644) zu einer persönlich eindrucksvollen und mächtigen Wirkung. Was für die Geschichte der deutschen Gegenreformation der Würzburger Fürstbischof Julius Echter bedeutet, das ist für die spanischen Niederlande jenes Jahrhunderts sein allerdings späterer Amtsbruder in Cambrai gewesen — beide gleichbedeutende Persönlichkeiten von überragendem Geiste und tätiger Kraft, in der entschiedenen Einseitigkeit ihres Wollens und der zähen Ausdauer ihres Handelns der persönliche Ausdruck dieser Zeit und ihrer Bestrebungen. Jeder von ihnen hat in seiner Diözese die

Alte Fabrik an der Rue St. Géry.

The Elliott
Art
University of Illinois

Ein altes Bräuhaus.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Rue des juifs.

The Library
of The
University of Illinois

Die Rue Fervacques.

The Library
OF The
University of Illinois

Dächer vom Rathaus gesehen.

The Library
of the
University of Illinois

Zu S. 100.

Der Eingang zur Rue de l'arbre d'or.

Tafel 12

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

wankende Stellung der alten Kirche wieder gefestigt, die durch die Glaubenskämpfe gelockerte Disziplin der Geistlichkeit wiederhergestellt und durch großzügige Werke der Erziehung, der Mildtätigkeit und der Kunstpflege den Wert und den Inhalt der alten Religion recht sinnfällig allen vor Augen geführt. Wie in Würzburg das Juliusspital, so erinnert in Cambrai das große Waisenhaus, die Fondation Vanderburch noch heute an diesen von dem nachtridentinischen Katholizismus emporgehobenen Geist der praktischen Seelsorge und werktätigen Nächstenliebe, und wenn dagegen von den Bauten Vanderburchs heute nur mehr die Jesuitenkirche und das Ehrenportal des Bischofspalastes — die Porte Fénelon — vorhanden sind, so trägt daran lediglich die spätere Revolution die Schuld. Denn Vanderburch, der Sprößling einer reichen vlämischen Familie, war ein Freund der Kunst und ein Freund dieser stolzen Kunst der Gegenreformation, in der die Sinnenfreude und die Prachtliebe, der Siegesjubel und der Glanz der triumphierenden Kirche sich über alle theologische Bedenklichkeiten hinweg auslebten.

Vanderburch hat noch den Wiederausbruch des Kampfes zwischen Spanien und Frankreich erlebt, der dieses Mal einen Teil des großen,

ganz Europa heimsuchenden dreißigjährigen Krieges ausmachte. Wieder wurde diese Gegend zu einem der umkämpftesten Schauplätze des Krieges, wieder wogten viele Jahre hindurch die Heere um die Mauern der Stadt; aber weder die große Belagerung von 1649 brachte die Franzosen in den Besitz von Cambrai, noch jene von 1657, als Turenne vergebens die Feste berannte, die dann von dem zu den Spaniern übergetretenen Prinzen von Condé — dem großen Condé — entsetzt wurde. Zwei Jahre später ward wieder einmal Friede geschlossen, und die Spanier traten Artois an Frankreich ab. Damit war Cambrai seiner Lage nach wieder wie ehedem völlig isoliert; sein Gebiet sprang weit ins französische Land hinein: der nächste französische Ansturm mußte seiner Eroberung gelten. Kaum hatte Ludwig XIV. selbst die Zügel der Regierung ergriffen und die Weltpolitik seiner Vorgänger wieder aufgenommen, so war das Schicksal von Cambrai besiegelt. Am 22. März 1677, im Verlaufe des „holländischen Krieges", erschien er vor der Feste und zwang trotz der heldenhaften Verteidigung des Kommandanten Pedro Zavala die Stadt und dann die Zitadelle zur Übergabe: am 18. April zog die tapfere Besatzung mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen ab und am folgenden

Tage hielt Ludwig seinen Einzug in die eroberte Stadt, deren Besitz ihm der zwei Jahre nachher zu Nymwegen geschlossene Friede bestätigte. Die Verteidigungswerke wurden durch Vauban, den größten Festungsbaumeister dieses kriegerischen Jahrhunderts, dem auch das Hauptverdienst an der Eroberung von Cambrai zukam, ausgebessert und nach den Grundsätzen der neuen Befestigungskunst zu einer der stärksten Festungen der damaligen Zeit ausgebaut. Vauban erneuerte die Mauern der Zitadelle; er ließ die Gräben vertiefen und gewaltig erweitern; er verbreiterte die Esplanade und gestaltete das Gefälle der Bastionen flacher und dicker. Cambrai sollte für das französische Königreich ein Hauptbollwerk gegen Norden werden und zählte von nun an in dem berühmten nordfranzösischen Festungsgürtel Vaubans als einer der wichtigsten Stützpunkte, als ein Eckpfeiler jenes Festungsvierecks, dessen andere Ecken von Arras, Lille und Condé gebildet wurden und dem als Avantgarde Maubeuge und Landrécis und als innere Stützen Valenciennes, Bouchain und Douai dienten. So wurde diese nordfranzösische Ebene, die mit natürlichen Verteidigungsmitteln nicht ausgestattet war und bisher der Zielpunkt beständiger Angriffe gewesen, durch jenes System

von Fortifikationen gesichert, das damals als Wunderwerk der Befestigungskunst angestaunt wurde und zwei Jahrhunderte hindurch für Frankreich die Grenzwacht im Norden gehalten hat.

In politischer Hinsicht wurde Cambrai nun Vorort der französischen Provinz Cambrésis. Die Rechtsgrundlagen der neuen Zeit bildete die sogenannte „Kapitulation", die Ludwig XIV. unterzeichnet hatte, als Magistrat und Klerus ihm die Übergabe der Stadt anboten. Er bestätigte darin alle Rechte, welche die Stadt in spanischer Zeit noch besessen hatte, garantierte allen geistlichen Gemeinschaften ihren Besitzstand und ihre Privilegien und gewährleistete dem Magistrat seine im übrigen ja schon bisher recht bescheidenen Befugnisse. Auch die ausschließliche Geltung der katholischen Kirche, die zugesichert wurde, war nur eine Weiterführung des spanischen Rechtszustandes und nahm für Cambrai die nachher im übrigen Frankreich erfolgte Aufhebung des Ediktes von Nantes vorweg. Die Stände, die jetzt nicht mehr der Stadthalter der Niederlande, sondern im Auftrage des Königs der Intendant zusammenrief, sollten unverändert wie bisher weiterbestehen: sie sollten die vom König verlangte, ordentliche Jahressteuer zu bewilligen

haben, ohne freilich das Ablehnungsrecht zu besitzen; sie sollten Beschwerden vorbringen und über die Verwendung außerordentlicher Steuern selbst entscheiden dürfen. Das war nicht sehr viel; aber während in fast allen französischen Provinzen das Königtum im Laufe der Zeit die Stände beseitigt hatte, durfte Cambrai seine „Etats" behalten, und wenn auch ihre Befugnisse nicht groß waren, so zeigte sich doch auch hier, wie das alte Königtum der Bourbonen bei aller Zentralisation und unumschränkten Einheit, die es durchführte, doch schonend zu Werke ging und im Vergleich zu der späteren Revolutionsherrschaft eine verständnisvollere Duldung der historischen Eigenart seiner Provinzen bekundete.

Für diese kluge Vereinigung von zielbewußtem Herrscherwillen und schonender Milde ist nichts vielleicht charakteristischer als die Wahl, die Ludwig XIV. nach dem Tode des letzten spanischen Erzbischofs für die Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles traf. Der König von Frankreich, der auf Grund der „gallikanischen Kirchenfreiheit" alle Bischöfe seines Reiches selbst ernannte, hatte bald nach der Erwerbung des Erzbistums Cambrai beim Papste durchgesetzt, daß auch in bezug auf diesen Bischofsstuhl keine Ausnahme gemacht werden solle.

Das Kapitel war über die päpstliche Entscheidung nicht eben sehr erfreut gewesen, aber es hatte sich fügen müssen, und es merkte bald, daß Ludwig XIV. nicht auf eine gewalttätige Niederdrückung der Diözese ausging. Denn die Persönlichkeit Fénelons, des ersten französischen Erzbischofs, den er ernannte, bot die Gewähr, daß der Geist der Vermittlung und des Ausgleiches in Cambrai herrschen sollte. Indem Ludwig XIV. im Jahre 1695 den Erzieher seines Enkels, des Herzogs von Burgund, auf den Erzstuhl von Cambrai erhob, wollte er dem Lande den klügsten und feinsten seiner Prälaten geben, dessen milde und aufgeklärte Regierungsweisheit aus den Lehren seiner Schriften bekannt war und in seinem jugendlichen Zögling verheißungsvolle Wurzeln geschlagen hatte. Der menschenfreundliche Sinn und die virtuose Anpassungsfähigkeit dieses Priesters sollte ihm das Land auch innerlich gewinnen. Ein großer Ruf ging ihm voraus. In einem Zeitalter prunkliebender, stolzer und herrschgewaltiger Prälaten hatte Fénelon zurückgelenkt zu den Quellen ursprünglicher Frömmigkeit, hatte weichere Farben und mildere Formen in den majestätischen Pomp dieser Zeit hineingebracht und die starre Würde dieses Staates und dieser Kirche menschlicher,

natürlicher, freier zu machen gesucht. Seine zarte und irenische Natur war freilich nicht einfach und nicht entschieden genug, um dem härteren Wesen des Volkes, das er gewinnen sollte, sofort verständlich und vertraut zu werden. Denn das war ja von jeher das Schicksal dieses Landes gewesen, daß der herbe Charakter seiner Ebene und der starke Einschlag flämischen Blutes hier einen Volksstamm hatte erstehen lassen, der anders fühlte als der südliche Nachbar und durch das Jahrhundert der spanischen Herrschaft ihm nur noch fremder geworden war. Da waren die alten einheimischen Bischöfe vom Schlage Vanderburchs in ihrer gedrungenen und männlichen Geschlossenheit diesem Volke doch verwandter und verständlicher gewesen als der feine und bewegliche französische Priester, in welchem der blendende Zauber klassizistischer Formenreinheit und die geistvolle Grazie und weltmännische Lebensweisheit des Hofes von Versailles persönliche Gestalt gewonnen hatte. Aber eben die biegsame Elastizität und die höfische Klugheit seines Wesens halfen Fénelon doch über solche anfängliche Schwierigkeiten hinweg, und glänzend löste er die politische Mission, die mit seinem geistlichen Amte verbunden war. Er hat das Land recht eigentlich erst französisch

gemacht; denn er verstand sich anzubequemen, er umgab sich mit Priestern des Landes, vergab die Ämter und Pfründen an Einheimische und ging überall schonend zu Werke: „sie sollen nicht glauben, wir wollten alles ändern und nach unserer Mode gestalten."

Freilich geht ein jäher Riß durch seine Tätigkeit hindurch. Bis 1697 teilte er auf Wunsch des Königs, der ihn in seiner Umgebung nicht missen wollte, seine Zeit zwischen Cambrai und Versailles, und als dann die Sonderheit seiner religiösen Anschauungen zum Bruche mit dem Könige führte, da war er nun zwar ganz für sein Bischofsamt gewonnen, aber jetzt lähmte die Feindseligkeit des Hofes sein Schaffen, und bald kam auch das Elend des Spanischen Erbfolgekrieges über das Land, und diesmal hauste die Kriegsfurie schlimmer denn je! Marlborough und der Prinz Eugen trugen im Jahre 1708 siegreich die englisch-österreichischen Waffen durch Belgien nach Frankreich hinein, nahmen eine Festung nach der andern weg; es brach ein unsagbar harter Kriegswinter an und es folgte das vollgemessene Jahr einer furchtbaren Hungersnot: das Getreide fehlte, man begann von Hafer zu leben und auch dieser ging aus. Dazu fiel Tournai in Feindeshand, und der blutige Tag von Malplaquet füllte

das nahe Cambrai mit zahllosen Verwundeten und einem zurückflutenden, von Hunger und Seuchen zermürbten Heere. Damals in der Tat zeigte Fénelon sittliche Größe; unermüdlich arbeitete er an der Linderung der Leiden, aber seine Mittel waren zu gering, und ungehört verhallten seine Hilferufe, denn Versailles war selbst am Ende seiner Kraft und seiner Weisheit angelangt. In dieser grausamen Lage, im beständigen Anblick der vom Feinde umsetzten und vom Kriege ausgesaugten Provinz, hat Fénelon aus dem Jammer seines Herzens heraus an den noch immer grollenden König sich gewendet und jene welthistorischen Denkschriften geschrieben, die in ihrer erschütternden Eindringlichkeit den beginnenden Untergang des französischen Königtums vorausahnen lassen. Er stellt das ganze Elend des Landes dar — on ne vit plus que par miracle — und er rät unbedingt zum Frieden, zu einem Frieden um jeden Preis — oder der Ruin Frankreichs sei vollendet: „Verlieren wir noch eine Schlacht, dann fallen unsere Festungen zusammen wie Kartenhäuser.“ Ludwig XIV. ist damals in Verhandlungen eingetreten, aber sie sind gescheitert an den übertriebenen Forderungen seiner Gegner, die des völligen Sieges gewiß zu sein glaubten. Da brachte das Jahr

1712 das Wunder der Rettung: England schwenkte um und trat mit dem französischen Könige in Unterhandlung; der Marschall Villars aber überraschte das durch den Abzug der Engländer geschwächte Heer des Prinzen Eugen bei Denain — scheldeabwärts von Cambrai — und schlug es völlig; nun fielen auch die Festungen wieder in seine Hand.

Ein für Ludwig XIV. günstiger Friede kam, für Frankreich aber kam er zu spät. Allzu tief waren die Wunden, die dieser Krieg geschlagen, allzu blutig und unersetzbar die Opfer. Die trostlos verarmte Wüste, in die Fénelon am Ende seiner Tage die ehedem so blühende Diözese verwandelt sah, war doch nur das ins Grauenhafte gesteigerte Abbild des ganzen französischen Reiches. Was das alte Königtum der Valois und Bourbonen in Jahrhunderten an Kulturwerten und wirtschaftlichen Gütern aufgebaut hatte, war in der furchtbaren Überspannung des ludovizischen Machtgedankens untergegangen. Und das Unglück saß tiefer als in der Zerstörung durch Krieg und äußere Feinde! Fénelon hatte auch diese Tatsache in seiner Diözese feststellen können. Er war ehedem ins Land gekommen, um dieses Volk für Frankreich zu gewinnen, und er war auf dem besten Wege dazu gewesen; nun aber mußte

er sehen, wie das französische Beamtentum und an seiner Spitze die Intendanten, die höchsten Verwaltungsbeamten des Königs, unwürdig und selbstsüchtig das Land ausbeuteten: „Man kann sich denken, wie verhaßt durch all dies die französische Herrschaft im Lande wird." Aber was hier, auf dem ehemals spanischen Boden, halb noch als Übel der Fremdherrschaft empfunden wurde, das gab im übrigen Frankreich den Anlaß zum Haß gegen die Privilegierten. Und auch Fénelon wußte das sehr wohl, und keiner hat so scharf und so klar die Diagnose der Zeit gestellt wie gerade er: „König und Nation sind getrennt, das ist des Unglücks Kern," so lautet ein Wort jener Denkschriften, und das Heilmittel, das er als erster kühn genannt hat, war die Berufung der Reichsstände oder wenigstens der Notabeln.

Es nützte nichts, und das Ancien Régime eilte, sich selbst zu vernichten. Immer ausschließlicher wurde die alleinige Geltung des Hofes, immer wüster die Korruption; auch Cambrai bekam es zu erfahren. Ein reich dotiertes Bistum, mit hohen Einkünften und stolzen Titeln, war Cambrai wie dazu geschaffen, die Apanage für französische Grandseigneurs oder Günstlinge des Hofes abzugeben. So wurde unter der Regentschaft des Herzogs

von Orléans der Erzieher und erste Staatsminister des Regenten, Dubois, nebenbei auch noch zum Erzbischof von Cambrai gemacht. Der war nicht einmal Priester und empfing rasch alle Weihen von unten auf, nur um auch noch die Einkünfte von Cambrai seinen Reichtümern einverleiben zu können. Gesehen hat er Cambrai nie, er soll nur einmal die Glockentürme von ferne geschaut haben; denn Versailles war viel zu sehr die Welt, als daß man es länger denn unbedingt nötig hätte verlassen können. Statt seiner schickte er bei Gelegenheit die Diplomaten Europas zu einem Kongreß nach Cambrai und ließ sie dort während der Jahre 1721/25 die großen Streitfragen der Welt diskutieren und sich an galanten Festen ergötzen; dann sorgte er dafür, daß der Kongreß resultatlos wieder auseinanderging. Und wie mit diesem, so war es auch mit den anderen Nachfolgern Fénelons: kein einziger war einheimisch im Lande und nur wenige haben dauernd in Cambrai oder in dem herrlichen, jetzt verschwundenen bischöflichen Palaste zu Le Cateau gewohnt. Bald ward der natürliche Sohn eines Prinzen von Geblüt mit den Bischofsgütern bedacht, bald der Bruder eines allmächtigen Ministers, wie der Erzbischof Choiseuil, der für die Kirchen-

politik seines Bruders in den Kreisen des Episkopates zu werben hatte: alles vornehme Herren, voll behaglicher Lebensfreude und glatter Äußerlichkeit, Bischöfe im Stile der vorrevolutionären Gesellschaft.

Und doch schloß selbst diese Periode ab mit fruchtbringenden Anregungen und Arbeiten. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist ja in Frankreich durchzogen von den immer stärker werdenden Reformbestrebungen, die sich an die alte Institution der Stände anlehnten und von ihnen ausgingen. Die vom absoluten Königtum niedergehaltenen feudalen Gewalten begannen sich zu regen, und schon allein die Tatsache, daß man gegen das erstickende Übergewicht des Monarchen anging, gab der Bewegung einen Anstrich von Freiheit und Reform. Da Cambrai zu den wenigen Provinzen gehörte, die solche Stände noch besaßen, so wurde hier der Drang nach Emanzipation besonders mächtig. Zuerst gelangte der Erzbischof zum Ziele. Im Jahre 1766 räumte der Minister Choiseuil seinem Bruder und allen künftigen Nachfolgern einen bedeutenden Einfluß auf die Magistratsernennung ein und gab ihm das Recht der Präsidentschaft in den Ständeversammlungen, sobald der königliche Kommissar nicht anwesend war. Ein Jahrzehnt

später erreichten die Stände selbst einen ersten Erfolg, der sie den anderen, in Frankreich noch vorhandenen Provinzialständen gleichstellte. Die Neuerungen waren nicht groß, aber die Tatsache, daß man remonstrierte und nicht eher ruhte, als bis man durchdrang, war doch bezeichnend für den neuen Geist einer im übrigen noch rein feudalen Opposition.

Lebendiger noch und deutlicher spricht der aktive Zug der Fürsorge und Reform aus den zahlreichen Arbeiten, welche die Stände im Lande anregten und ausführen ließen. Unendlich viel war ja zu tun, denn die Verwüstungen der Vergangenheit und der wirtschaftliche Tiefstand erforderten tätiges Eingreifen. Da waren vor allem die immer noch schweren Lasten der Einquartierung. Obwohl die beiden privilegierten Stände nach langen Kämpfen und unter Berufung auf alte Vorrechte im allgemeinen ihre Befreiung von der Einquartierung durchgesetzt hatten, waren doch auch sie an einer besseren Regelung der Unterbringung interessiert. So fanden denn häufige Unterhandlungen in den Ständeversammlungen statt, aber man scheute die Kosten und verschleppte die Sache. Endlich kam man zum Ziel; die Kaserne Cantimpré und die Kürassierkaserne sind gegen Ende des 18. Jahrhunderts

von den Ständen erbaut, während zu gleicher Zeit der Staat die großen Kasernenbauten in der Zitadelle anlegte.

Staat und Stände gingen auch gemeinsam vor, wo es galt, den gesunkenen Handel wieder emporzubringen. Der patriarchalische Absolutismus der Aufklärung hat ja für die wirtschaftliche Hebung der Länder viel getan; so stieg in Cambrai besonders die Fabrikation des Batistes wieder in die Höhe. Vor allem aber suchte man den Handel durch Besserung der Verkehrsmöglichkeiten zu stärken, und so unternahm man in den siebziger und achtziger Jahren die Kanalisierung der Schelde von Cambrai bis Valenciennes, die Ludwig XIV. schon geplant hatte; im Jahre 1784 kam der erste Kohlenkahn von Condé in Cambrai an. Schon vorher, um 1750, hatte man, wiederum auf Veranlassung der Stände, das Bett der Schelde mit gewaltigen Kosten erweitert, um die häufigen Überschwemmungen künftig unmöglich zu machen.

So pulsierte hier ein frisches provinzielles Leben, trotz aller königlichen Zentralisation. Allerdings war Cambrai besser daran als bei weitem die Mehrzahl der Provinzen. Denn die Zeiten der Kriegsnöte waren herum, in den Ständen aber hatte man hier ein Instru-

ment, wie es die meisten anderen Provinzen der Alleinherrschaft der königlichen Beamten nicht entgegenzustellen vermochten. Und auch das Königtum war hier, von 1775 bis zur Revolution, durch einen Intendanten vertreten, der ehrlich und tatkräftig wie kein anderer das Wohl der ihm anvertrauten Provinz wahrnahm und neben Turgot der größte Verwaltungsmann des vorrevolutionären Frankreich gewesen ist: Sénac de Meilhan, der Intendant von Hainaut und Cambrésis, verkörpert in seiner Person wohl am vollendetsten den Geist jener französischen Reformregierung, die dann mitten auf ihrem Wege der Verbesserung von der stürmisch hinten nachkommenden Revolution überrannt wurde.

Es ist hier nicht der Ort, das blutige Crescendo zu verfolgen, das diese Revolution auch auf der engen Bühne von Cambrai durchmessen hat; es war ja doch nur eine Wiederholung der Vorgänge in Paris. Auch hier begann man mit Hungerrevolten, die auf dem Lande bis zur Zerstörung von Klöstern und Schlössern führten; auch hier warf dann die Gesetzgebung der Nationalversammlung mit einem Schlage eine tausendjährige Gesellschaftsordnung über den Haufen; an die Stelle des alten historischen Magistrates setzte sie die

neue Munizipalität, an die Stelle der Provinz Cambrésis das Arrondissement Cambrai des Departement du Nord. Die stolzen Tage der alten Provinzialstände waren herum, und statt Vorort einer angesehenen Provinz zu sein, war Cambrai von nun an nur noch der Sitz eines Unterpräfekten. Auch um das Erzbistum war es jetzt geschehen; Erzbischof Rohan floh mit den anderen Emigranten und mit vielen seiner Priester außer Landes, es wurde ein konstitutioneller Bischof gewählt, von den Geistlichen aber leisteten nur wenige den Eid auf die Verfassung. Verfolgungen setzten ein, die Kirchen wurden in Scheunen verwandelt, die Kunstwerke als Erzeugnisse des Fanatismus und der Ungleichheit zerschlagen oder eingeschmolzen. Cambrai wurde eines der schlimmsten Provinztheater der Revolution; die Grenzlage der Stadt und das Herannahen der von den Emigranten herbeigerufenen ausländischen Heere mag das bewirkt haben. Ein Sohn der Stadt, Dumouriez, erhielt von der Nationalversammlung den Oberbefehl über die französische Armee und beseitigte durch seinen siegreichen Feldzug von 1793 die erste Gefahr. Überschwenglich war der Jubel seiner eitlen Landsleute über die Tat des großen Mitbürgers; aber als er dann

zurückweichen mußte und zu den Österreichern überging, da schüttelten sie ihn ängstlich von sich ab und meldeten nach Paris, daß sie sein Andenken verflucht. Einige Tage lagerten die Verbündeten tatsächlich vor den Mauern von Cambrai, zogen dann aber wieder resultatlos ab. Groß blieb freilich auch nachher noch die Gefahr von außen, und darum war auch das Mißtrauen gegen die zurückgebliebenen Anhänger der alten Ordnung hier besonders groß. So kam es, daß der Konvent in Paris im Jahre 1794 einen besonders sicheren und rücksichtslosen Vertrauten sandte mit dem Auftrag, ein eigenes Revolutionstribunal zu errichten.

Dieser Spezialgesandte war Joseph Le Bon. Er war aus Arras gebürtig, also ein Landsmann Robespierres, und hatte schon in seiner Vaterstadt und in Bapaume im besonderen Auftrag des Konventes die Guillotine in Bewegung gesetzt. Die Schreckensherrschaft, die er nun auch in Cambrai einrichtete, im einzelnen erzählen, hieße die abstoßende Einförmigkeit all jener Orgien voll Blut und Verbrechen wiedergeben, aus denen der Terrorismus der französischen Revolution sich zusammensetzte; man müßte beginnen mit der kleinlichen Eitelkeit dieser in Heldenpose dahin-

stolzierenden Tugendmänner und schließen mit den furchtbaren Massenhinrichtungen, deren fast täglicher Zeuge die Place d'Armes in Cambrai gewesen ist. Sobald freilich die neue Ordnung nach außen und innen gesichert war, waren auch die Tage dieser Zwangsherrschaft gezählt, und plötzlich wie er gekommen, verschwand Le Bon, als Robespierres Sturz erfolgt war: in Paris griff man ihn auf und in Amiens ereilte ihn Urteil und Hinrichtung.

Frankreich begann aufzuatmen und kam langsam zur Ruhe. Noch aber stand der Stadt ein trübes Geschick bevor, das dauernder als alle anderen Greuel in ihrem Antlitze seine Spuren hinterlassen hat; gegen Ende der Revolutionszeit erfolgte jene völlige Zerstörung der kirchlichen Baudenkmäler, der fast alle Zeugen dieses köstlichen mittelalterlichen Städtebildes zum Opfer gefallen sind.

Von nun an hat Cambrai keine persönlichen Schicksale mehr erlebt, die von eigentümlichem historischen Interesse wären. Cambrai war nichts weiter mehr als eine Provinzstadt des französischen Reiches, dessen öffentliches Leben gerade durch die Revolution völlig in der Hauptstadt Paris zentralisiert worden ist. Nur einmal noch ist die Stadt der Schauplatz eines geschichtlichen Ereignisses geworden, als im Jahre

1815 nach dem Untergange der napoleonischen Herrschaft die zurückkehrenden Bourbonen und in ihrem Namen Ludwig XVIII. in einer berühmten Deklaration von Cambrai aus Besitz ergriff von dem angestammten Throne. Er war auf englische Waffen gestützt gekommen, und die Royalisten hatten es gut verstanden, seinen Einzug in das Land seiner Väter absichtsvoll zu dekorieren mit Triumphbögen und illuminierten Straßen, mit weißen bourbonischen Flaggen und Wimpeln, mit Glockengeläute und Böllerschüssen, mit jubelnden Massen und brausenden Vivats: die Pferde des königlichen Wagens wurden ausgespannt und die Männer stritten sich darum, den Wagen zu ziehen. Der König stieg in dem Stadthaus der Marquis von Simencourt, in der heutigen Rue Sadi Carnot, ab; er blieb mehrere Tage, empfing die Ergebenheitsbeweise der Notabeln und sprach von dem flachen Dache des Torbaues zu der unten sich drängenden Menge. Auf Veranlassung der Bourbonen veranstaltete der Marquis von Havrincourt mit den Bauern von achtzehn Dörfern der Umgegend eine große Huldigung vor dem König; in langem Festzuge defilierten alle Gemeinden, jede mit entfaltetem weißen Banner, vor dem Könige; am Nachmittag gab der Marquis auf eigene

Kosten den Leuten ein Bankett auf der Esplanade und am Abend schloß ein großes Volksfest auf der Place d'Armes dieses vorzüglich arrangierte Schaustück der Legitimisten. Der Magistrat ließ zum Andenken an diese Tage eine Kartusche an das Palais anbringen, die freilich schon in der Revolution von 1830, als es mit der bourbonischen Herrlichkeit zu Ende war, vom Volke abgerissen wurde.

Die Engländer, welche mit ihren preußischen und russischen Verbündeten die Bourbonen nach Frankreich zurückgebracht hatten, blieben unter dem Befehle des Herzogs von Wellington drei Jahre in Cambrai, dann zogen sie ab. Fast ein volles Jahrhundert hat dann die Stadt keinen Feind mehr gesehen. Denn im Kriege von 1870 ist nur gelegentlich einmal im Januar 1871 eine kleine vorgeschobene deutsche Abteilung vor ihren Mauern erschienen. Und vor einer Wiederholung ihres alten Festungsschicksals schien sie vollends gesichert zu sein, als die moderne, über Vauban hinausschreitende Entwicklung der Festungsbaukunst die neuen Fortifikationen der französischen Nordgrenze weiter gegen Belgien hinausschob; die Mauern von Cambrai wurden damals geschleift. So war das 19. Jahrhundert eine Zeit der Erholung, der ruhigen

Arbeit, des Wiederaufbaues. Man stellte wieder her, was aus den Trümmern der Revolutionszeit wiedererweckt werden konnte oder heimlich über die Sturmjahre hinübergerettet worden war, und man schritt dann von der Restauration des Alten zu neuen Entwicklungen weiter.

Die Anfänge dieser jüngsten Epoche in der Geschichte von Cambrai führen noch einmal bis in die napoleonische Zeit zurück und haben damals mit der Wiederherstellung der kirchlichen Ordnung begonnen. Napoleons Konkordat hatte einen auch von der kirchlichen Autorität anerkannten Bischof wieder nach Cambrai gebracht; seit 1803 wurde das Bild der Notre Dame, das in einem Verstecke die Revolution überdauert hatte, wieder in der neuerstandenen Prozession des 15. August herumgetragen und in der nun zur Kathedrale erhobenen Kirche von St. Sépulcre aufgestellt; man führte die Gebeine Fénelons und anderer Erzbischöfe, die man in der Gruft der alten, zerstörten Metropole wiedergefunden, nach St. Sépulcre und errichtete 1826 dort in der Apsis das Grabmal Fénelons. Schließlich wurde im Jahre 1841 auch der Bischof wieder in seine alte erzbischöfliche Würde eingesetzt.

Auch für das wirtschaftliche Leben war das 19. Jahrhundert eine Zeit der Wiederherstel-

lung und des Aufblühens, und auch hier hat schon Napoleon I. die Anfänge des Neubaues gelegt. Er knüpfte an die unterbrochenen Reformpläne der vorrevolutionären Stände an und baute in den Jahren 1802/9 den Kanal von Cambrai nach St. Quentin: die Verbindung von Schelde und Somme schaffte für Cambrai erst die Voraussetzung des wirtschaftlichen Aufschwunges. Hatten im Mittelalter die großen Nationalstraßen, die hier zusammenliefen, die Handelsgröße von Cambrai ausgemacht, so sollten jetzt die Kanäle die gleiche Bedeutung gewinnen; auf ihrem Rücken schleppten sie von nun an die Kohle des Nordens und das Getreide der fruchtbaren Umgegend ihrer fernen Bestimmung entgegen.

Und ebenso geht auch der besondere Charakter, den das gewerbliche und industrielle Cambrai im Laufe des letzten Jahrhunderts gewonnen hat, in seinem Ursprunge auf die napoleonische Zeit zurück. Die eingeborene Spezialität des Batistes hatte im achtzehnten Jahrhundert, als der verfeinerte Luxus von Frankreichs höfischer Kultur seine goldenen Tage feierte, noch einmal eine Zeit der Blüte und der Vollendung erlebt. Bald aber begann der Niedergang. Unter dem Empire kamen von England herüber die Erfindungen des indischen Musselin,

des Mull, der Gaze, des Trikots — neue Webarten, welche nicht nur den Absatz des Batistes einschränkten, sondern auch seine Qualität schädigten: die Arbeiter, die nun auch diese Gewebe ausführen mußten, verloren die Sicherheit in ihrem alten feinen Handwerk. Um die gleiche Zeit erhob sich auch die Konkurrenz der Wolle und Baumwolle, die besonders nach dem Sturze des Kaiserreiches, als der Kontinent den Engländern wieder offen stand, in großen Massen auf den Markt geworfen wurden und auch zu sehr leichten Geweben verwendet werden konnten; es kamen nachher noch die billigeren Bedingungen des russischen Leinen hinzu, vor allem aber die Erfindung des mechanischen Webstuhles, welche die Handarbeit verdrängte und so die eigentliche Spezialität von Cambrésis — das, was nur diese Gegend hervorbringen konnte — zu einer Liebhaberware machte, die für den großen Absatz weniger mehr in Betracht kommen konnte. Der häufig geforderte Zollschutz war gegen eine solche Entwicklung machtlos, und so mußten sich die Batistfabrikanten anbequemen, sie mußten, um konkurrenzfähig zu bleiben, zu maschinenmäßiger Fabrikation übergehen und auch geringere Qualitäten mit Einflechtung von Baumwolle herausbringen. Diese

Wandlungen vollzogen sich um die Mitte des Jahrhunderts, und sie waren natürlich auch für die Landwirtschaft von Bedeutung, da sie einen Rückgang des Flachsbaues zur Folge hatten.

Schon aber stand in der Zuckerfabrikation eine frisch erblühende Industrie bereit, welche dem Lande als Ersatz eine neue Pflanze auf die Scholle brachte und seinem Wirtschaftsleben ein neues Spezialprodukt einfügte. Auch hier liegen die Anfänge in der napoleonischen Zeit zurück und stehen im Zusammenhang mit der Kontinentalsperre. Diese traf ja bekanntlich nicht nur den englischen Handel, gegen den sie gerichtet war, sondern sie legte auch dem Kontinente selbst eine schwere wirtschaftliche Last auf; denn da die Engländer bereits die Meere beherrschten, so wurde durch Napoleons Verordnung die Einfuhr wichtiger und unentbehrlicher Kolonialwaren unmöglich gemacht. Insbesondere trat ein Mangel an Zucker ein, und so begann man nach einem Ersatz für Rohrzucker zu suchen. Nachdem schon früher deutsche Chemiker den Zuckergehalt der Rübe festgestellt und ihn auch bereits zu isolieren gelehrt hatten, führte nun die Not zur Verbesserung und industriellen Ausbeutung des Verfahrens. Private Unternehmerlust und kaiserliche Anregungen

arbeiteten zusammen, und besonders in der Gegend von Cambrai zeigte man sich rührig, weil der Boden des Landes sich zum Rübenbau besonders eignete und durch den Rückgang des Flachsbaues aufnahmefähig wurde für neue Verwendung. Zwar ließ die Wiederherstellung des freien Handels nach Napoleons Sturze naturgemäß einen Rückschlag befürchten, aber im ganzen gelang doch der Übergang aus der Kriegs- in die Friedenswirtschaft, und gewaltig hob sich die Zuckerindustrie Nordfrankreichs: noch 1875 stand sie an der Spitze der europäischen Fabrikation. Neun Jahre später hatten Deutschland und Österreich die französische Zuckerindustrie weit überholt; die deutsche Wissenschaft hatte den Zuckergehalt der Rüben in hohem Grade gesteigert, während der französische Rübenbau damit nicht Schritt halten konnte, zumal er auch unter einer ungünstigen Gesetzgebung zu leiden hatte, welche auf die französischen Kolonien und ihren Rohrzucker besondere Rücksicht nahm. Wie bedeutend aber diese Industrie für Cambrai und das Wirtschaftsleben des ganzen Landes bis zum Kriege gewesen ist, lehren nicht nur die vielen Zuckerfabriken überall in der Umgegend, sondern auch die weiten Stallungen in den Farmen und Dörfern, die auf großen Viehbestand und in-

tensive Zucht schließen lassen: man kauft das Vieh aus den mageren Weideländern, um es mit den Rübenschnitzeln zu mästen und mit großem Gewinn zu verkaufen. So ist die Fabrikation des Zuckers — neben jener der Zichorie, die in ihren Anfängen gleichfalls auf die napoleonische Zeit zurückgeht — für die Gegend eine Quelle des Reichtums geworden, und sie bestimmt auch den besonderen Platz, den Cambrai in dem französischen Wirtschaftskörper und weiterhin in der Weltwirtschaft eingenommen hat: draußen an dem Kai des Hafens dehnen sich die „Docks et Entrepôts", die großen Zuckerhallen, welche die Handelskammer von Cambrai vor zwanzig Jahren errichtet hat als Zentrale für die ganze Provinz, — als Lagerstätte und Zuckerbörse zugleich, wo die gesamte Organisation des Verkaufes geregelt und die Lagerung und die Verfrachtung durch Eisenbahn oder Kanal einheitlich erledigt wird.

Doch freilich, auch diese Zeugnisse eines vor kurzem noch so lebendig und regsam gewesenen Daseins gehören heute nun schon zur Vergangenheit und muten uns fast schon an wie jene farblosen, geschichtsreichen, stillen Straßen und Denkmäler der inneren Altstadt, deren vornehm-beschauliche und verschlafene

Atmosphäre ehedem zu dem tätigen und pulsierenden Leben draußen am Kanal in so seltsamem und reizvollem Kontraste gestanden hat. Auch für dieses Gemeinwesen hat der Krieg unserer Tage plötzlich und unvermittelt ein altes Kapitel geschlossen und mit hartem Griffel ein neues zu schreiben begonnen.

Kunstgeschichtliche Wanderung durch Cambrai

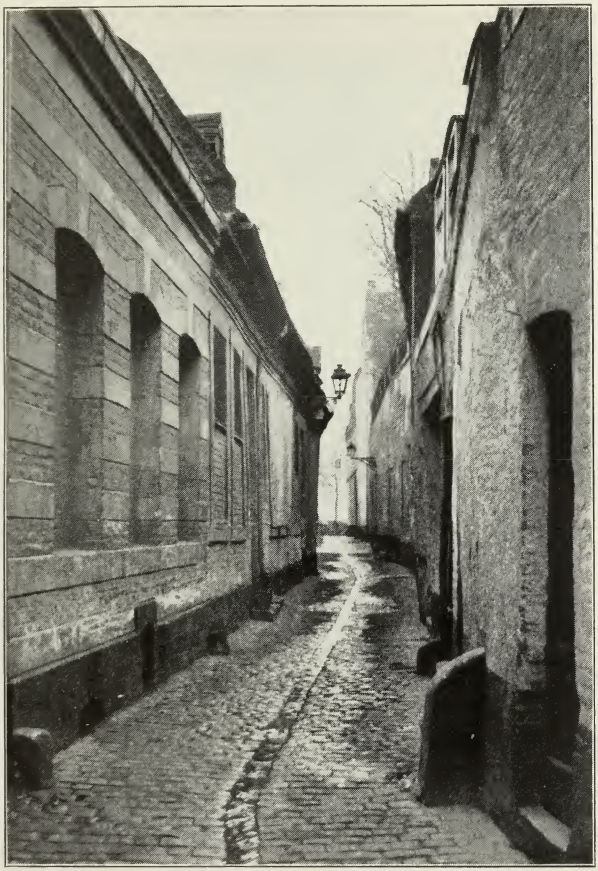
Von Dr. Hermann Burg

Das 19. Jahrhundert hat wie manche anderen Kunstwerte auch die malerische Umrißlinie der Städte vernichtet. Die Stadt, welche ehemals als ein einziges in sich vielgestaltetes Architekturwerk erschien, wie es uns die charakteristischen Profilaufnahmen früherer Jahrhunderte zeigen, verlor ihr Ansehen durch Zertrümmerung der alten Viertel mit den vieltürmigen Mauern, Kirchen und Rathäusern. Die Anlagen neuer Teile mit ihren überladenen Villen oder armseligen Arbeiterhäusern, überragt von qualmenden Schloten, verwandelte die Siedelungen in formlose Steinhaufen, die beziehungslos in der Landschaft verstreut liegen. Sehr selten hat sich ein Ort von größerem Umfang sein altes Antlitz in voller Reinheit bis in die Gegenwart gerettet, andere haben wenigstens durch alle Veränderungen und Zerstörungen hindurch ihr Bild soweit gewahrt, daß die Anmut der Züge noch nicht ganz erloschen ist und dem Kundigen

aus all der Verwüstung die Pracht der Vergangenheit noch entgegenschimmert.

Das Cambrai des 17. und 18. Jahrhunderts mußte wie eine der ungeheuren, von Zacken und Spitzen starrenden Kathedralen erscheinen mit seinem Wald von Türmen aller Zeiten und Formen, umschlossen von trotzigen Festen
Taf. 1 und massigen Mauern. Gar vieles ist heute verschwunden, aber noch immer bietet die Stadt, von den umliegenden Hügeln betrachtet, ein reizvolles Bild mit den steilen Wänden ihrer Zitadelle und den drei Kirchtürmen, die fast in einer Linie aufgebaut, das Gewirr der Dächer überragen, jeder die Sprache eines anderen Jahrhunderts kündend. Die Altstadt, deren Ummauerung erst am Ende des 19. Jahrhunderts fiel, hat bis heute ihre Grenzen und im wesentlichen auch den Fluß ihrer Straßen gewahrt, so wie sie uns auf den Plänen der späten Renaissance erscheint: ein Trapez, das sich von Südwesten nach Nordosten erstreckt, an den vier Ecken die Zitadelle, die Kirche St. Sépulcre (die heutige Kathedrale), die Renelkaserne und das Château de Selles (heute Hôpital Parmentier). Diese klare und einfache Form verdankt sie der mittelalterlichen Festung, die im Hinblick auf eine leichte und wirksame Verteidigung möglichste Geschlossen-

Die Rue du marché aux poissons mit der Kürassierkaserne.



Die Rue des Bellottes.

In the
of the
University of Toronto

Der Marktplatz im September 1916
nach dem Bilde des Kriegsmalers Hans von Hayek.

In Library
of the
University of Illinois

Marktplatz mit Rathaus.

The Library
of the
University of Illinois

Zu S. 103.

Karnevalstreiben auf dem großen Markt im Jahre 1765
nach dem Bilde von Saint Aubert.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Der Turm St. Martin.

The Library
of the
University of Illinois

heit der Anlage sich zum Ziele setzte. Sie schmiegte sich innig dem Gelände an, glitt in langsamem Gefälle den Hügel der Zitadelle hinab, richtete sich mit der alten Kathedrale, den Kirchen St. Géry, St. Martin und St. Sépulcre hoch über dem Boden auf, ehe sie in steil fallenden Gassen zu den an das Flußufer grenzenden Mauern hinabstieg. Das Straßennetz, den Hebungen und Senkungen des Bodens angepaßt, zeigt die Form eines Spinnengewebes, dessen Zentrum ein wenig verschoben ist. Die radialen Fäden laufen auf dem großen Markt zusammen, der schon im Mittelalter Knotenpunkt des Verkehrs war. Die Mauern schlangen sich um den Mont de boeuf, die heutige Zitadelle, liefen dann weiter in der Richtung des Boulevard Faidherbe bis zum Château de Selles, drehten dort im rechten Winkel und gingen im Zuge des Boulevard Jean Bart bis zur Ecke der Renelkaserne, folgten weiter der Richtung des Boulevard de la Liberté, der Rue Pierre d'Ailly, Rue Louis Belmas bis zur Rue St. Georges, um hier mit einer scharfen Linkswendung zur Zitadelle emporzusteigen. Diese Befestigungen entstanden zum größten Teil gegen Ende des 11. Jahrhunderts, damals wurde die große Klosteranlage St. Sépulcre in den Mauer-

gürtel einbezogen. Nur an wenigen Stellen ist diese steinerne Wehr geöffnet. Die Lücken, die eines verstärkten Schutzes bedürfen, sind durch Türme oder durch kleine Festungen gesichert. Unter Ludwig XI. wurden die Befestigungen verstärkt, und die außerhalb der Mauern liegende Abtei Cantimpré zu einem mächtigen Fort ausgebaut. Damals erhielt das Château de Selles, das seinen Ursprung noch hinter das 10. Jahrhundert zurückführt und dessen Kern 1270 entstand, die Gestalt eines Wasserschlosses; von der Stadt führte nur eine Zugbrücke über den tiefen Graben, da es gegebenenfalls auch zur Verteidigung gegen
Taf. 2 die Bürger verwandt werden sollte. Die eigentliche Feste hatte die Form eines unregelmäßigen, nach Nordwesten in die Länge gezogenen Fünfecks, dessen Ecken zu Türmen ausgebaut waren. Im Innern führen an den Mauern entlang zwei übereinanderliegende Gänge, die man seit dem Mittelalter zu Gefängnissen benutzte. An den Wänden sind zahlreiche Reliefs von den Insassen in Stein gemeißelt mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte mit Wappen, sowie vielen Inschriften. Sie reichen bis tief ins 18. Jahrhundert hinein: wirkungsvolle und lebendige Zeugnisse der Gestaltungskraft des gemeinen

Mannes. Die spanische Herrschaft veränderte auch das Château de Selles, die Baukunst Vaubans umgab es mit einem Kranz von Bastionen und das 18. Jahrhundert zerstörte einen Teil der alten Anlage durch Errichtung militärischer Nutzbauten. Bei Entfestigung der Stadt wurde das ehedem so malerische Schloß, herausgerissen aus seiner Umgebung, zu dem unförmlichen Block, der sich heute unsern Augen bietet. Die Mühlen an der Schelde waren schon im frühen Mittelalter in den Mauerkranz einbezogen und daher bei Belagerungen für die Ernährung der Stadt von großer Bedeutung. Man sieht noch die verfallene Brücke, die sie mit dem Schlosse ehemals verband. Die befestigte Abtei Cantimpré, welche ihrer exponierten Lage halber ständig den Plünderungen und Verwüstungen der Feinde ausgesetzt war, verschwand schon völlig gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Das Tor Cantimpré war schon vorher, zumal von den Spaniern, in eine kleine Festung verwandelt worden.

Unweit dieses Tors an der Kreuzung der Boulevards Jean Bart und de la Liberté steht noch der Eckturm aufrecht, die Tour du Caudron, an der Stelle, wo die Mauern nach Südosten umschwenkten. Sein Inneres enthält ein hübsches Kreuzrippengewölbe mit Schlußsteinen

und Konsolen von vortrefflicher Arbeit. Nebenan folgt die Tour des Arquets, zum Schutze des Durchlasses der Schelde gebaut, welche an dieser Stelle in die Stadt eintritt. Von rechteckiger Form mit einem runden Seitenvorsprung läßt er das Wasser durch drei Bogen (Arcs) in die Stadt strömen. Der Innenraum ist in drei Joche geteilt, die Rippen der Wölbungen sind an den Wänden der Teilungspfeiler von Tragsteinen gestützt, die ebenso wie der Gewölbeschluß plastisch gestaltet sind, von drolligem Humor erfüllte Werke des 15. Jahrhunderts. Die Schelde, deren Lauf sich nicht geändert hat, fließt ein kurzes Stück durch das Stadtinnere, das sie bei der heutigen Rue des l'Escaut verläßt, um außerhalb der Mauern entlang zu gleiten. Zwei andere Arme der Schelde, die sich kurz vor der Stadt teilt, nehmen ihren Weg etwas oberhalb — das alte erzbischöfliche Palais wurde von dem östlichen bespült — und vereinigen sich beim Château de Selles wieder mit dem Hauptarm. In der Nähe dieser Wasserläufe sind noch zwei Türme der alten Umwallung erhalten: die zum Teil in der Erde steckende Tour d'Abancourt und die Tour des Sottes, die ihren Namen von der alten Straße des Vierges folles herleitet. Aus dem 14. Jahrhundert (1390) stammt die

weiter südlich folgende Porte de Paris, ehemals Porte de St. Sépulcre genannt. Zur Zeit Ludwigs XI. durch wehrhaften Ausbau verstärkt, weist sie noch an der Außenseite die beiden Ecktürme auf, welche den spitzbogigen Durchlaß einrahmen. Die neuen Turmhauben sind eine dem früheren Aussehen kaum entsprechende Zutat. Von der Porte de St. Sépulcre steigt man in wenigen Minuten zur Zitadelle empor. Vor ihrer Anlage durch Karl V. stand auf diesem Hügel eine Kirche, umgeben von zahlreichen Stationshäuschen und Kapellen, wie noch eine alte Ansicht (jetzt im Museum) zeigt. Als man die Zitadelle erbaute, fielen diese und andere geistliche Bauten der Hacke zum Opfer. Reste eines gotischen Tores, die man vor einigen Jahren ausgrub, im südlichen Teil des Parkes gelegen, mögen zu der Abtei St. Ladre gehört haben, die damals ihren Untergang fand. Vauban umgab dann die Feste mit der Umfassungsmauer, die noch heute erhalten ist. Von dem alten Bau ist nur das Eingangstor erhalten. Man sieht Taf. 3
noch vier Säulen toskanischer Ordnung, die aus der von vorspringenden Rustikabändern durchzogenen Wand herauswachsen. Ehemals war das Tor von einer zweiten Säulenordnung gekrönt, die jetzt verschwunden ist. Das Portal,

unter dem Einfluß italienischer Festungsarchitekten entstanden, die ihre Tore der römischen Baukunst entlehnten, bietet in der gedrungenen Massigkeit seines Aufbaues, in der wuchtigen Schwere der Halbsäulen und der zackigen Rustika der Verkleidung das Bild drohender Abwehr, welches die Alten ihren militärischen Anlagen zu geben verstanden.

Eine weniger kriegerische Sprache redet ein anderes noch vorhandenes Stadttor, die Porte Notre Dame, welche den westlichen Eingang
Taf. 4 der Stadt zu schirmen hatte. Der Kern im 16. Jahrhundert erneuert, wurde 1623 von einem Rahmen umbaut, der in seiner leichten Eleganz die Triumphbogen der späteren römischen Kaiserzeit nachahmt, wie uns ein Beispiel noch im Bogen des Septimius Severus erhalten ist. Vor die Fassade sind zwei Ordnungen dorischer Säulen übereinandergestellt, von zierlichen plastisch geschmückten Formen. Die Wand ist nach italienischen Vorbildern mit facettierten Steinen belegt; die Madonna in der Nische, durch die Revolution zerstört, wurde im 19. Jahrhundert erneuert. Ludwig XIV. fügte den mit seinen Emblemen geschmückten Giebel hinzu. Wenn das Tor der Zitadelle ein Monument darstellt, bei welchem vor allem der Zweck die architektonische Lösung

beherrscht, so erfüllt die Porte Notre Dame eine dekorative Aufgabe, sie wirkt mehr wie ein Schmuckstück denn als ein Bauwerk, das zum Schutze dient.

In seiner heutigen Gestalt gibt das Monument ein Beispiel, wie sinnlos eine Kunstpflege waltet, welche das Gefühl für die allgemeinen künstlerischen Zusammenhänge verloren hat. Losgelöst von seiner alten Umgebung erscheint es willkürlich ohne Sinn auf das Pflaster gestellt, seiner Bedeutung entkleidet. Als es noch vor wenigen Jahrzehnten inmitten der alten Wälle aus der Tiefe eines Wassergrabens herauswuchs, über den die vielbogige Brücke zu ihm hinwanderte, bildete es ein Stück einer räumlichen Schönheit, die nur als Gesamtheit wirksam war. Man hat Taf. 5
den Graben ausgefüllt, die Mauer niedergerissen und damit das Leben des alten Tores vernichtet, das nun als Einzelwerk gepflegt und behütet, den Wert einer Museumsrarität besitzt, die nur unser Wissen, nicht unser Gefühl bereichert. Ein ungeschickter Architekt, derselbe, dem die Stadt das groteske Denkmal zu Ehren Blériots verdankt, glaubte den räumlichen Zusammenhang wieder herstellen zu können, indem er eine Häuserfront bogenförmig um das Tor herumführte. Er vergaß dabei, daß

früher der Blick an den Mauern hingleitend, von der Wandung aufgehalten und gezwungen wurde, das Tor als Ende und Krönung der Brücke aufzufassen, während er jetzt um das Tor herumirrt und an der unruhigen Häuserzeile des Hintergrundes vorbei, in die Ferne wandert.

Dieses Bauwerk hat vielleicht das künstlerische Schicksal des modernen Cambrai mitbestimmt.

Als die Wälle und Mauern der alten Stadt in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fielen, mag der Beschluß gefaßt sein, den auf den neuen Boulevards zu errichtenden Häusern einen harmonischen Zusammenklang zu verleihen. Ein einheitlicher Stil sollte der Erreichung dieses Zweckes dienen. Man wählte als Vorbild die französische Spätrenaissance, welche dem Frankreich jener Zeit als vollendetes Muster erschien und deren Züge auch die Porte Notre Dame trägt. Jedoch vergaß man dabei, daß die Baugesinnungen der Zeiten so verschieden sind, wie die Zeiten selbst, und daß es unmöglich ist, einen Stil zu dekretieren, weil das Produkt immer Schablone sein wird, bar jeder lebendig schöpferischen Kraft. So fehlt denn auch den Villen der Boulevards eine einheit-

liche Stimmung. Sie wird auch nicht durch die sonst so zweckmäßige Gleichmäßigkeit des Baumaterials hervorgerufen, da der rote und gelbe geglättete Fabrikziegel die Fassaden mit einem peinlich wirkenden grellen Farbton übergossen hat.

Einen weiteren Beweis von zwangvoller Konvention und ungesunder Erstarrung der französischen Baukunst liefern auch ihre neuesten Erzeugnisse, die das allerödeste Schema historischer Stilarten wiedergeben und keinen Hauch des frischen Atems verspüren lassen, der die Architektur Deutschlands gegenwärtig zu einer wunderbaren Blüte emportreibt. Der Bahnhof, die Handelskammer, die Collèges des Garçons und Notre Dame de Grâce, das Institut Godelier-Bolevin (Altersheim) und einige Banken und Geschäftshäuser sind Werke, über die flüchtig das Kleid der französischen Renaissance geworfen ist, durch dessen Löcher und Risse die Geistesarmut seiner Erbauer herausschaut.

Nur in dem Park, welcher im Raum der alten Esplanade angelegt, sich um die Zitadelle herumzieht, verspürt man noch einen Hauch der französischen Gartenkunst vergangener Zeit. Die Anlage der Rasenplätze, der Blumenbeete, Baumgruppen und Alleen, die feinfühlige

Verteilung an sich unbedeutender, jedoch gefälliger Skulpturen, ist von großem Reiz und läßt die Öde der architektonischen Umgebung
Taf. 6 um so stärker empfinden.

Ein ganz anderes Bild wie diese Kunst, die nur noch äußerlich den Zusammenhang mit einer erhabenen Tradition aufrecht erhält, bietet die alte innere Stadt, der wir uns nun zuwenden. Auch sie ist nur ein ärmlicher Rest einer vergangenen Schönheit, die französische Revolution und die Niederlegung der alten Wälle am Ende des 19. Jahrhunderts haben das Antlitz der Bischofsstadt grausam verwüstet. Die Mauern mit ihren Türmen, die Tore, die Festen, die Kirchen, darunter die Kathedrale, eine der größten und schönsten der Welt, St. Martin, St. Nicolas, St. Vaast, St. Georges, St. Eloy, St. Fiacre, Ste. Elisabeth, St. Croix, Ste. Madeleine, St. Louis, die Klöster der Kapuziner und Karmeliter, der Benediktinerinnen, Klarissinnen und der Damen von Prémy, der erzbischöfliche Palast, die zahlreichen Kapellen und Stifte, sie alle sind verschwunden. Die geistlichen Gebäude fielen fast sämtlich der Revolution zum Opfer.

In einer Darstellung der Geschichte der Zerstörung der kirchlichen Kunst durch die französische Revolution ist die Schilderung des

Untergangs der Kirchen von Cambrai einer der traurigsten Abschnitte. Szenen von vandalischer Roheit und Vernichtungswut spielten sich ab, selbst in dieser Zeit des wütenden Bilderſturms voll ungewöhnlicher Schrecknisse. Es ist eine Tragödie, die mit dem Einbruch der Kirchentüren beginnt und mit dem krachenden Zusammensturz der Türme endigt.

Im Frühjahr 1791 begann man mit der Räumung der Klöster, die Mönche und Nonnen mußten ihre Abteien verlassen. Sodann wurden die Gold- und Silbergeräte weggeschleppt und zum großen Teil in die Münze nach Lille abgeführt. So wanderten diesen Weg aus der Kirche St. Géry „die Krönung des Reliquiars ihres Schutzheiligen und die silbernen Statuen der St. Laurent, St. Thomas und unserer lieben Frau." Etwas später brachte man aus derselben Kirche „das kostbare Leinenzeug, die Meßgewänder, Schmuckstücke, Lampenspiegel, Holzkassetten, grobe und feine Mönchsgürtel, Zinngefäße" auf Handkarren in das Verwaltungsgebäude, welches als Sammelmagazin für geraubtes Kirchengut diente. Dürftige Kirchen wie die der „Armen Clarissinnen" wurden ihrer bescheidenen Zierrate ebenso beraubt wie die armseligen Kapellen der Beguinagen, welche ihre Meßkelche, Hostiengefäße und Mon-

stranzen der „Nation“ hergeben mußten. Die Kathedrale, angefüllt mit Kunstwerken, an deren Schöpfung ein Jahrtausend sich gemüht, wurde schon im April 1791 das Ziel eines Angriffes der Kirchenfeinde, die mit Knüppeln und mit Eisenstangen bewaffnet, mit Ölkannen und Ofenruß versehen die Wappenschilder zerbrachen und den Statuen die Köpfe abschlugen. So wurde das Standbild des Bischofs Jean von Bryas (gest. 1496) mit Ruß beschmiert und dann Öl darüber gegossen, um die Besudelung haltbar zu machen. Im Juni 1792 beschloß der Verwaltungsrat des Bezirkes die vollständige Vernichtung der Heiligenstatuen sowie des Gestühls unter besonderer Empfehlung der Zerstörung des Reliefschmuckes und der Grabplatten, die in die Mauer des Chorumganges eingelassen waren. Die kostbaren Metallgeräte waren schon lange verschwunden. Ein Reliquiar aus Silber mit einer Darstellung der Taufe Christi, ein anderes Johannes den Täufer zeigend, aus dem Besitze des Kardinals Pierre d'Ailly, eines: St. Druon als Hirte mit seinen Schafen darstellend, ein anderes: St. Martin zu Pferde, der große Reliquienschein des St. Aubert, aus welchem 18 silberne Statuen und die kostbaren Steine schon herausgebrochen waren, der Rahmen des

verehrten Gnadenbildes, überaus kostbar mit Schmuckwerk verziert, das berühmte Ostensorium des Fénelon, Goldkronen, Weihbilder von den Grafen von Flandern und von den deutschen Kaisern gestiftet, alles fand seinen Weg in die Münze, um in den Schmelztiegel zu wandern. Nur noch in den Rechnungsbüchern über das Schmelzergebnis lebt ihr Dasein weiter. Der Hochaltar von dem Cambraiser Künstler Robert Boitteau über den Gräbern der Bischöfe errichtet, ein Wunderwerk aus Bronze und Marmor mit Silber- und Goldschmuck überladen, fiel im Oktober unter den Schlägen von Hacke und Hammer. Die herrlichen farbigen Fenster wurden zerschlagen, die geschnitzte Holztäfelung herabgerissen und verbrannt, die Beichtstühle weggeschleppt und zu Schilderhäusern benutzt. Den anderen Kirchen und ihren Schätzen erging es nicht besser. So wurden auf der Graumalerei in der Kirche St. Sépulcre, die „Begegnung" darstellend, der heiligen Elisabeth der Leib aufgeschlitzt, der Maria mit Ruß ein Bart, dem Joseph Hörner aufgemalt.

Als man bei der Wegschleppung des Edelmetalls nicht mehr aus dem Vollen schöpfen konnte, griff man zu einem sinnreichen Mittel, um auch die letzten Reste dieses Bergwerkes

auszubeuten. Man sammelte die Gold- und silberdurchwirkten geistlichen Gewänder, um sie zu verbrennen und so das Metall zu gewinnen. „Sechs Bischofsmützen in Gold und Silber gestickt, golddurchwirkter Besatz von Baldachinen, Chormäntel, Meßgewänder, Klingelbeutel aus blauem Samt mit dem Wappen der ehemaligen Stände Cambrais in Gold gestickt mit vierzehn goldenen Trotteln" wurden eines Tages verbrannt um 66 Mark in Gold und 6 Mark 4 Unzen in Silber zu ergeben, die gewissenhaft nach Lille abgingen. Man wurde immer weniger wählerisch; auch geringwertiges Kirchengut fand allmählich Beachtung. So erging im Januar 1794 der Beschluß, den Bürgern die Heiligenbilder aus Holz für Heizungszwecke zur Verfügung zu stellen. Das gemeine Metall zog die gierigen Blicke auf sich. Man riß alle Kreuze von den Türmen (ein Unternehmer kaufte sie für 400 Livres), holte die Bleisärge der Äbte und Bischöfe aus den Grüften und führte sie in das Arsenal von Douai zum Gusse von Kugeln. Die Gebeine wurden durch die Straßen verstreut; die Reste des Erzbischofs Vanderburch warf man durch das Gitter der Schwemme dem Fischmarkt gegenüber in die Schelde. Nachdem die geistlichen Bauten gänzlich entleert und eine Zeitlang

als Kohlenlager, Speicher und Ställe gedient hatten, verkaufte man sie an Unternehmer auf Abbruch. Als eine der ersten verschwand die kleine Kapelle auf dem großen Markt (1385 erbaut, auf der Tafel 17 sichtbar). Ein Uhrmacher ersteigerte sie für 220 Livres. Dieser machte kurzen Prozeß; er schlang ein Seil um den kleinen Glockenturm, ein starker Ruck und eine Staubwolke und ein Trümmerhaufen blieben übrig. Es folgte die Kirche St. Martin. Ein Architekt, der sich schon als Verwalter und Versteigerer des beschlagnahmten Kirchengutes ungerechterweise bereichert hatte, erstand sie recht billig, was ihm mehrere Schmähschriften eintrug. So wurde ihm unter anderem vorgeworfen, daß er die Kirche St. Georges für nur 4200 Livres an seine Freunde verkauft habe. Den Turm von St. Martin ließ man stehen, da er als beffroi gedient hatte. St. Croix, eine der ehrwürdigsten Kirchen von Cambrai, wurde der Vernichtung preisgegeben mit der Begründung, „daß dieses gotische Monument auch schon recht baufällig, das schönste Stadtviertel versperre." Auf 4000 Livres geschätzt, wurde sie dem Ersteigerer für 9050 zugeschlagen, doch daran die Bedingung geknüpft, innerhalb sechs Wochen die Trümmer fortzuschaffen. Die

Kirchen St. Madeleine, St. Géry, jedoch deren Turm gesondert, St. Vaast, St. Nicolas wurden den Meistbietenden zugeschlagen.

Eine Liste der Erwerber von Kirchengütern aus der Revolutionszeit weist 24 in Cambrai liegende auf Abbruch verkaufte Abteien, Kirchen, Kapellen und Hospitäler auf, jedoch ist die Zahl der zerstörten geistlichen Gebäude bedeutend größer. Ein Unternehmer Blanquart prangt auf dieser Liste mit 11 Gebäuden; er ist auch unsterblich geworden als „Démolisseur" der alten Kathedrale, deren Kauf ihm nach mehrjähriger hartnäckiger Bewerbung endlich glückte. Am 3. Juni 1797 ersteigerten Blanquart von St. Quentin und Banse-Cocu von Cambrai die Kathedrale um 50000 Francs mit der Verpflichtung, an ihrer Stelle einen Schmuckplatz zu schaffen. Scharen von Arbeitern machten sich an das schwierige Werk. Zunächst wurden alle Metallteile herausgerissen, dann die Mauern mit Pulver gesprengt, denen die Arkaden und Wölbungen im Sturze folgten. Jahrzehnte vergingen, ehe die Trümmer ganz beseitigt waren. Kähne, schwer beladen, fuhren den Schutt als Baumaterial die Schelde auf- und abwärts, die Häuser der umliegenden Straßen enthalten manchen Mauerstein der alten Kirche. Eine

Rue de Noyon mit dem Martinsturm.

Das „Spanische Haus".

The Library
of the
University of Illinois

Die Kathedrale (Seitenansicht).

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Kirche St. Sépulcre (Neue Kathedrale).

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Das Grabmal Fénelons von David d'Angers.

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Sakristei der Kirche St. Sépulcre.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Händlerin, die einen wegen seiner Feinheit sehr begehrten weißen Sand zum Streuen verkaufte, stellte diesen aus den Resten der Alabaster- und Marmorstatuen der Kathedrale her. Noch während des zweiten Jahrzehntes des vorigen Jahrhunderts sah man die Ruinen eines großen Portikus sowie des Chorumgangs, in deren grasbewachsenen Mitte zerschlagene Statuen und umgestürzte Säulen lagerten. Der majestätische Turm blieb bis zum Jahre 1809 aufrecht stehen, doch recht baufällig, da die Metallklammern entfernt waren. Der wiedererwachende historische Sinn wünschte ihn zu erhalten; man plante sogar ihn zu einem Denkmal für Fénelon auszubauen, doch die Behörden zeigten sich gleichgültig; es mangelte auch das Geld zu seiner Wiederherstellung. Ein furchtbarer Sturmwind legte das alte Wahrzeichen, das 600 Jahre die Bischofsstadt überschattet, endgültig in Trümmer.

Nach dem Untergang der Kathedrale besaß Cambrai noch drei kirchliche Gebäude. St. Sépulcre blieb verschont, da sie von einer Scheune, zu der man sie anfänglich verwendete, zum Tempel der Vernunft erhoben worden war, in welchem die Machthaber der Stadt ausschweifende Feste feierten. Die Kapelle der Jesuitenschule diente als Revolutionstribunal,

das Seminar als Stall für die Pferde der Post; sie wurden dadurch gerettet. St. Aubert (jetzt St. Géry) richtete man als Museum ein. Hier lagen in bunten Haufen die tausende den Klöstern, Kirchen und hingerichteten Bürgern geraubten Bilder, Bücher, Münzen und Naturaliensammlungen. Zwar war die Kirche stark verfallen, die Schätze dem Regen und Wind ausgesetzt, jedoch verdanken wir ihrem Schutze die Kunstwerke, welche in der Revolutionszeit bewahrt blieben.

Nachdem dieser Sturm über die Stadt hinweggebraust, und so viele ragende Zinnen umgestürzt hatte, blieb sie ein Jahrhundert lang von gewaltsamen Eingriffen ziemlich verschont. Die mauerumzogenen grünen Wälle, die alten Tore und Türme, die Gräben, in denen ein üppiges Pflanzenleben ungestört wuchern konnte, lebten ihr friedliches Dasein und erfreuten die lustwandelnden Bürger durch ihre malerischen Reize.

Am Ende des 19. Jahrhunderts fühlte sich aber die Stadt durch den Mauerring in ihrer Ausdehnung gehemmt und, radikal wie ein Jahrhundert zuvor, legte sie die ganze Umwallung nieder und zerstörte dadurch mit einem Schlage ein Stadtbild von wundervoller Geschlossenheit. Ist es schon fraglich,

ob eine stille Provinzstadt wie Cambrai so brutal und jäh den Gürtel sprengen mußte, so war doch sicherlich bei dem mäßigen Straßenverkehr die gänzliche Vernichtung des malerischen Rahmens nicht geboten, sondern eine Lösung in konservativem Sinne zu finden. Jetzt stehen die kläglichen Reste weniger Türme und Tore noch aufrecht auf den toten Boulevards, eine Anklage gegen spießbürgerlichen Unverstand. Auch das Innere der Stadt blieb vor rohen Angriffen nicht gesichert. Die Trennung von Staat und Kirche im Jahre 1906 riß, wie einst in der Revolution, Bilder, Geräte und Gestühl aus dem geistlichen Seminar und seiner Kirche. Das vornehme erzbischöfliche Palais, ehemals das Abteigebäude der Mönche von St. Sépulcre, verwandelte sich unter Verlust der schönen alten Täfelung in ein geschmackloses Postamt. Auch fanden sich Unternehmer, die einige der feinen Patrizierhäuser aufkauften und niederrissen, an deren Stelle plumpe Neubauten unbescheiden sich hervortun.

Im allgemeinen ist aber die innere Stadt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts keiner durchgreifenden Veränderung unterzogen wor- Taf. 7. 8
den. Die Reize des alten Cambrai sind nicht aufdringlich, dem flüchtigen Blick erscheint es als der Typus der verschlafenen französischen

Provinzstadt, jedoch dem aufmerksamen Betrachter enthüllen sich bei den Wanderungen über die verträumten Gassen und stillen Plätze wechselvolle Bilder aus der Geschichte der Baukunst eines künstlerisch hochbegabten Volkes. In den fein geschwungenen Linien der glattverputzten hellgetönten Häuserzeilen, deren zeitlich verschiedene Bauten durch das wohl abgewogene Verhältnis ihrer Maße in harmo-
Taf. 9. nische Beziehungen gebracht sind, in der Reihung gleichmäßiger Gesimse, Tür- und Fenster-
Taf. 10. einschnitte, Traufen und Giebel unter den braunroten Wellen eines Meeres von male-
Taf. 11. rischen Dächern und Schornsteinen, in dem Anschmiegen der gewundenen Straßen an die Falten des Geländes, offenbart sich eine künstlerische Gesetzmäßigkeit, die auf eine alte Kultur zurückweist. Auf der mittelalterlichen Grundanlage beruht jene Traulichkeit der Straßen, deren Langwände in konkaver Wölbung zueinander geöffnet sind, sodaß der Blick wie in einem Saal überall auf die versperrende Wand trifft, wenn nicht die Schmalseite durch ein Monument ihren Abschluß erhält, so die Rue de l'arbre d'or vom Markte aus gesehen, durch die Rundungen des Querschiffes und die vorspringenden Kanten des seitlich erscheinen-
Taf. 12 den Turmes von St. Géry, die Rue du marché

aux poissons durch das gewaltige steile Dach der Kaserne. Taf. 13

Dieses Behagen des wohnlichen Innenraumes empfindet man auch trotz ihrer Größe beim Verweilen auf den beiden Hauptplätzen der Stadt, von denen aus wir eine Wanderung durch das Stadtinnere beginnen.

Im Mittelalter bildeten die jetzige Place au bois und die Place d'Armes zusammen ein großes Areal, nur getrennt durch den sogenannten Flot de Cayère, eine Wasserlache, die zur Aufnahme der Abflüsse diente und an deren Rand der Fischmarkt abgehalten wurde. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde dieser Teich zugeschüttet und der (1785 umgebaute) Häuserblock errichtet, welcher von der Rue de l'ange und der Rue des trois pigeons begrenzt wird. Der östlich gelegene Teil, Place au bois genannt, soll seine unregelmäßige Gestalt ebenso wie die Place d'Armes den zahlreichen unterirdischen Gängen verdanken, deren Gewölbe zum Teil architektonisch ausgestaltet sind. Seine weite Fläche war im Mittelalter an der Südseite mit Buschwerk bepflanzt, das für mancherlei Freuden Unterschlupf gewährte und dieserhalb pré d'amour (Liebesgarten) genannt wurde. Die anstoßende schmale Rue des Bellottes (Dirnengäßchen) ist mit ihren

niedrigen Häuschen noch ein wohlerhaltener
Taf. 14 Typus eines mittelalterlichen Dirnenviertels. Der nahe impasse du coupe oreilles (Durchgang des abgeschnittenen Ohres), der in einen malerischen Hof mündet, läßt auf Abenteuer schließen, die zu diesen Wohnplätzen in Beziehung standen. Trotz seiner Ausdehnung erscheint der Platz keineswegs zusammenhanglos und öde, weil er durch vorspringende Häuserblocks und architektonisch wirkende Baumreihen in verschiedene Abschnitte zerlegt wird. Die freundlichen Häuserzeilen mit ihren lichten Fassaden sind durch einige geschmacklose Neubauten, zum Teil mit grellroten Verblendsteinen, störend unterbrochen. Auf der Place au bois spielt sich noch wie in alter Zeit der Vieh- und Pferdemarkt ab, während der Nachbarplatz, die Place d'Armes schon früh als Versammlungsort der Bürger diente und durch die Errichtung des Rathauses zum Mittelpunkt des städtischen Lebens wurde. Auch hier ist der Eindruck räumlicher
Taf. 15 Begrenztheit bewahrt. Die Durchgangsstraßen, deren Verkehr das Marktgetriebe stören würde, münden an den Ecken. Die übrigen Gassen, die zum Platze führen, sind äußerst schmal und unterbrechen kaum die Folge der Häuser, die in sich mannigfach ge-

bildet, doch in wohltuenden Maßverhältnissen zueinander stehen. Keines drängt sich vor, sondern jedes wirkt bescheiden als Glied des Baublocks zur Bildung der Platzwand mit.

Im Nordosten an die Seite gerückt, erhebt sich der Repräsentationsbau städtischer Macht, das Rathaus. In seinen Anfängen im 12. Jahr- Taf. 16
hundert Maison de Paix (der Gerichtsbarkeit halber) genannt, ist es in seiner mittelalterlichen Gestalt nur durch Abbildungen erhalten, die sein historisches Wachstum in anschaulicher Weise zeigen. Das Mittelgebäude mit den beiden Taf. 17
flankierenden Türmen stammt aus dem Jahre 1364 und zeigt die Merkmale des hochgotischen Wohnbaues, die Fenster sparsam verteilt, die Mauer auch der Türme noch wuchtig und geschlossen. Im Jahre 1509 errichtete man vor die anstoßende Tuchhalle zur Linken eine Fassade mit einem Glockenturm, deren aufgelöste bewegte Dekoration die Sprache der vorgeschrittenen Gotik redet. Der Flügelbau zur Rechten ist unter dem Einfluß der Renaissance entstanden (1544). Die horizontale Gliederung trat an die Stelle des Höhendranges, jedoch in manchen Einzelheiten, zumal in dem schräg ansetzenden Giebel und der Bildung des Erdgeschosses klingt ein gotischer Unterton noch durch. Der Anbau (links) nach der Rue de la

prison zu wurde nach der Mitte des 17. Jahrhunderts zugefügt (auf dem Stiche in dem Buche „Histoire generale des Pays-Bas", Brüssel 1743, Bd. II, bemerkt man auf einem der Schilde die Zahl 165..) und zwar hielt man die übereinandergestellten Säulenordnungen des älteren Seitenbaues bei, schloß jedoch die Fassade nach oben durch eine Balustrade, die nur durch drei Zwerggiebel unterbrochen wurde. Robert Boitteau, ein in Cambrai vielerorts tätiger Bildhauer, meißelte die Trophäen und Wappen in den Feldern über den Türen und Fenstern (1689; Reste im Museum). 1786 wurde dieser ganze Komplex niedergerissen, um einen klassizistischen Bau im Stile der Pariser Münze Platz zu machen. Seine Fassade, ebenfalls mit zwei übereinandergestellten Säulenordnungen, das Mittelstück durch vier durchgehende Säulen und einen plastisch geschmückten Giebel ausgezeichnet, blieb in ihren Grundzügen in dem gegenwärtigen 1872 entstandenen Hause erhalten, erlitt jedoch charakteristische Veränderungen im Sinne der damals herrschenden Vorliebe für eine Art prunkvoller Renaissance. Aus dem feinen zurückhaltenden klassizistischen Werke, das sich zwanglos dem Platze einfügte, wurde eine plump geformte Schauwand — um

den Eindruck wuchtiger zu gestalten, wurden die Säulen durchgeführt —, die empfindlich die wohl abgewogenen Verhältnisse der alten Umgebung stört.

Vom ursprünglichen Bau sind nur jene sagenhaften Glockenfiguren erhalten, die Mohren Martin und Martine (aus dem Jahre 1512), deren Bedeutung verschieden erklärt wird. Das negerartige Aussehen dieser in Flandern zu jener Zeit üblichen Bildwerke soll mit der Vertreibung der Mauren in Beziehung stehen; die Namen Martin und Martine waren dem Volke geläufige, etwa unserm Hans und Grete entsprechende Typennamen.

Die dem Rathause gegenüberliegende Platzwand ist beherrscht durch den Turm St. Martin oder Beffroi, der im Westen über den Dächern emporsteigt (1447—74). Wie ein Berg von Taf. 15. 18
mäßiger Höhe erhaben und groß wirkt, wenn er über niedrige Kuppen emporragt, so gewinnt auch dieser massige Turm sein majestätisches Ansehen durch das Verhältnis zu den sich anschmiegenden Gruppen kleiner Häuschen. Ein glückliches Geschick hat dem Turm die Freilegung erspart, nur so wie er aus dem Gewirr der Gäßchen herauswächst, hat er die bedeutende Wucht, die ihm als Beffroi und Wahrzeichen der Stadt zukommt. Bis zum Ende

des 16. Jahrhunderts trug er einen spiralförmig gedrehten spitzen Turmhelm, der von vier Ecktürmchen umgeben war. Im Jahre 1736 krönte ein klassizistischer Architekt, Gittard, auf seine Weise den Stumpf des Turmes mit einem Aufbau, der sogar in seiner Linienführung es verschmähte, der Konstruktion des gotischen Teiles zu folgen und brachte das Ganze durch eine wohlgeformte Kuppel zum Abschluß. Auf die Ecken stellte man vier Standbilder, von Gilles und Jacques Boitteau verfertigt. Der heilige Martin in der Nische über dem feingeschwungenen spätgotischen Portal und die beiden Eckfiguren wurden 1861 erneuert.

Die schon im frühen Mittelalter erwähnte Kirche St. Martin erhob sich südlich des Turms, welcher eine Art Campanile darstellte. Sie ist seit der Revolution verschwunden.

Wenden wir uns von St. Martin nach Süden und folgen der mit einigen schönen alten Häusern des 18. Jahrhunderts gezierten Rue
Taf. 19 de Noyon, so finden wir an ihrem Ausgange den einzigen noch erhaltenen Holzbau Cambrais,
Taf. 20 das 1595 erbaute sogenannte spanische Haus. Auf spanische Einflüsse weist die Form des Giebels, die geschnitzte Ornamentik der Balken redet eine alte Formensprache, die hier im Volke eine letzte Blüte gefunden hat.

Die gegenüberliegende Kirche St. Sépulcre, die heutige Kathedrale, soll im 11. Jahrhundert Taf. 21 über einem Massengrab errichtet worden sein, als bei einer großen Pest die Kirchhöfe nicht ausreichten. Nach einer anmutigen Legende jedoch verdankt sie ihre Gründung einem Pilgerzug, den der Bischof Liébert im Jahre 1054 nach dem heiligen Lande unternahm. Die Pilger kamen unangefochten durch Deutschland, aber als sie Bulgarien erreichten, fanden sie dort ein wildes Volk, welches in Wäldern hauste und vom Raube lebte. Viele der frommen Wanderer wurden durch die Barbaren getötet oder starben in der Einöde. Nach langer Irrfahrt kam Liébert nach Syrien und erfuhr dort, daß ihn auf dem Wege nach Jerusalem die größten Gefahren erwarteten. Da fühlte der Bischof seinen Mut sinken und glaubte nun, daß Gott selbst sich seinem Pilgerzug widersetze. Darum kehrte er in sein Bistum zurück und baute dort eine Kirche zum heiligen Grabe, das er selbst nicht hatte erreichen können.

Die Außenmauern der Kirche, Dach und Turm sind vor 40 Jahren neu errichtet worden, nachdem sie 1859 vom Feuer verzehrt worden waren. Dreischiffig hat sie die Gestalt eines lateinischen Kreuzes mit Pfeilerarkaden, Chorumgang und Kapellenkranz. Der Architekt

Baralle versuchte bei der Erneuerung die Eingangswand der ehemaligen Louis XIV.-Fassade anzuähneln, welche im Anfange des 19. Jahrhunderts durch die puristische Stilrichtung ihrer Skulpturen entkleidet und flächenhaft umgestaltet war. Sie ist ein hübsches Beispiel jener aus der Renaissance und dem Barock schöpfenden Kunst, für die man in den ersten Jahrzehnten der Republik eine besondere Vorliebe empfand. Der Turm wurde in Nachahmung eines zum mittelalterlichen Bau gehörenden Campanile seitlich an das Längsschiff
Taf. 22 angeklebt. Sein Aufbau bildet ein sonderbares Stilgemisch, romanische, gotische und Renaissance-Formen sind zusammengeschachtelt, jedoch gelang es dem Architekten nicht, sie zu einem organischen Ganzen zu verschmelzen.

Die Innenarchitektur stammt mit Ausnahme der Eingangswand, der Deckenwölbungen und der Chorkapellen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts (1696—1702). Die auffallende Übereinstimmung mit St. Sulpice, St. Louis en Isle, und anderen Pariser Kirchen weist auf eine Richtung der französischen kirchlichen Baukunst, die Plan- und Konstruktionselemente der Gotik beibehielten, jedoch vergröberten und mit einem antikischen Gewand bekleideten. So findet man auch bei St. Sépulcre den

Grundriß der alten Kirche, jedoch sind die graziösen schlanken Stützen durch schwerfällige Pfeiler ersetzt, deren Dekoration mit Erinnerungen an antike Bauten durchflochten ist. Der ornamentale Schmuck der Kirche rührt von dem schon genannten Robert Boitteau her.

Von den Denkmälern des Innern ist nur das Grabmal Fénelons beachtenswert. Das Taf. 23
Meisterwerk David d'Angers, 1826 vollendet, ist in der kühlen und gezierten Art des späteren französischen Klassizismus gehalten, der seine Porträts zwar idealisierte, jedoch das durch die Natur gegebene Vorbild keineswegs vernachlässigte, sondern im Sinne der hellenistischen Antike zu einer vornehmen Würde erhob. Die pathetisch sentimentale Geste des ruhenden Bischofs — er blickt zum Himmel auf, um ihn für das Glück seiner Diözese anzuflehen — war dem Bildhauer von den Bestellern vorgeschrieben und entsprach seiner der Pose geneigten Kunst. Bemerkenswert sind die kleinen Reliefs an der Sarkophagwand, die in ihrer feinen Ausarbeitung und wohlabgewogenen Komposition die Vorzüge des glänzenden Medailleurs zeigen. Die schwere jedoch wirkungsvolle Umrahmung des Grabmals fügte der Architekt Gauthier hinzu.

Das Grabmal des Bischofs Belmas neben dem Eingang ist ein minderwertiges Werk des später fabrikmäßig arbeitenden David.

Den Hochaltar bildete der Architekt Baralle in phantastischer Weise nach barocken Vorbildern. Die den Chor umgebenden Gitter, abgesehen von den neueren Türen, gute Schmiedearbeiten aus dem 17. Jahrhundert, dienten während der Revolution dem Freiheitsbaum als Umrahmung.

Von den Heiligtümern der Kirche genießt besondere Verehrung ein Bild der Notre Dame de Grâce, das 1440 aus Rom gebracht, nach der Legende vom heiligen Lukas gemalt sein soll — wohl das Werk eines Sieneſen aus dem 14. Jahrhundert.

Künstlerisch bemerkenswerter sind die Grisaillen an den Wänden der Seitenschiffe, 1760 von Géraert d'Anvers unter starkem Einfluß des Rubens für die Kathedrale verfertigt. Sie bedeuten eine glänzende Leistung dieser besonders von den Flamen gepflegten Kunstrichtung des späteren 18. Jahrhunderts, welche für kräftige Farben nicht mehr empfänglich, vornehmlich der Bildhauerei ihre Neigung zuwandte und auch in den Werken der Malerei plastische Gebilde nachzuahmen suchte. Eine neunte Grisaille ist in die Wand der Sakristei

eingelassen. Mit ihrem Schnitzwerk bietet diese ein prächtiges Beispiel der Raumkunst des 18. Jahrhunderts, die Bild und Umgebung zu einem geschlossenen Ganzen innig verwachsen ließ. Das Braun der Täfelung und das Grau der Malerei steigern sich gegenseitig zu einem vollendet farbigen Wohlklang. Taf. 24

Von der umfangreichen Abtei St. Sépulcre ist, abgesehen von einigen Mauertrümmern des Vorhofes nur das Wohngebäude des Abtes, der spätere Bischofspalast erhalten.

Der nordöstlich der Kathedrale liegende Häuserblock zwischen der Rue St. Nicolas und der Rue neuve St. Nicolas nimmt die Stelle ein, wo die in der Revolution zerstörte Kirche gleichen Namens stand.

Oberhalb mündet die Rue des Liniers mit dem alten Leihhaus aus dem Jahre 1623, das mit seinem steilen Dach und der Gestaltung der Fensterumrahmung noch den gotischen Charakter bewahrt, wie überhaupt in Cambrai manches Beispiel beweist, daß das bürgerliche Wohnhaus bis tief in das 17. Jahrhundert hinein an der gotischen Bauweise festgehalten hat.

Die Rue des Liniers wird durch die Rue St. Georges fortgesetzt, mit schönen Wohnhäusern des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. So

ist Nr. 16 ein Beispiel einer Empirefassade von edler Einfachheit, mit sparsam verteiltem Ornament auf dem glatten Verputz, vor allem durch das feine Verhältnis der einzelnen Bauglieder untereinander wirksam; gegenüber die Präfektur enthält ein hübsches Treppenhaus. Nr. 36 zeigt den Typus des vornehmen französischen Wohnhauses des 18. Jahrhunderts: ein zurückliegender Mittelbau, flankiert von ein oder zwei Flügeln, die durch einen Torbogen, der zuweilen mit einem galeriegekrönten Aufbau versehen, an der Straßenseite verbunden sind. Die Türe in reichgeschnitztem Holz oder kunstvoller Schmiedearbeit führt in den Ehrenhof. Der Mittelbau dient der Herrschaft als Wohnung, durch den Eingang betritt man eine Halle, in welche seitlich die schön geschwungene Treppe mündet, deren Geländer mit einem nach flandrischer Art geschnitzten Pfosten endigt.

Häufig sind auch zwei mit den Längsseiten straßenwärts gerichtete nebeneinandergestellte Gebäude durch ein niedriges portalgeschmücktes Mittelstück verbunden, so das alte Hotel der Marquis von Simemcourt in der Rue Sadi Carnot, besonders ausgezeichnet durch die Eingangstür, deren üppiges Schnitzwerk in die muschelförmige Wölbung des Bogens über-
Taf. 25 fließt. Ein Meisterwerk der Kunst des Rokoko,

Das Hotel der Marquis von Simencourt.

Garten mit Blick auf den Turm St. Martin.

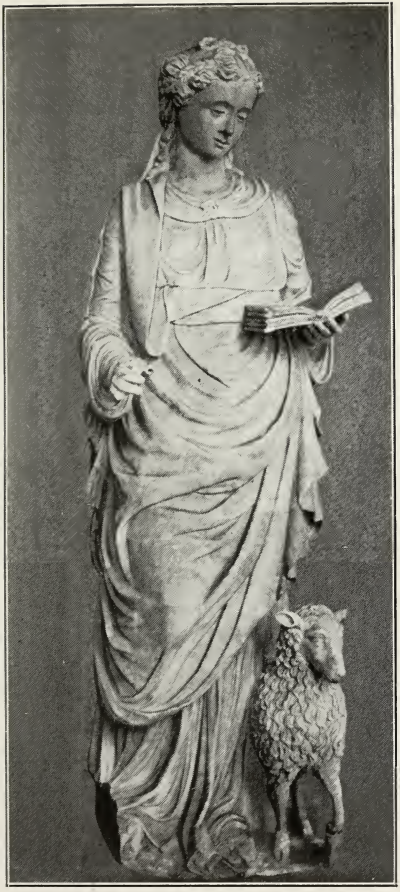
In the
of the
University of

Die Beguinagen St. Vaaſt und St. Nicolas.

The Library
of The
University of Illinois

Der heilige Sebastian von Gaspard Marsy.

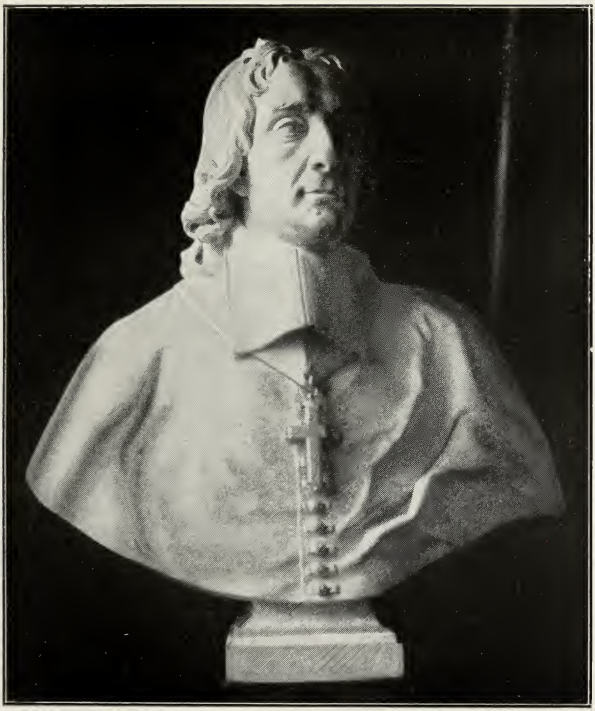
In Memory
of the
University of Illinois



Die heilige Agnes.

Jean de Bove und die Gerechtigkeit.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Büſte Fénelons von Lemoyne.

of the
UNIVERSITY OF ILLINOIS

welche die Gegensätzlichkeit des architektonischen Aufbaus dadurch zu verhüllen liebte, daß sie das Gerüst durch das Ornament überwuchern ließ und die Materie wie weiches Wachs zu formen verstand. Die Stuckornamente in den Gemächern des Palais entsprechen der Dekoration der Außenseite. Bei der eben geschilderten Art von Wohnhäusern bleiben die Fassaden und die Flucht der Zimmer des Hauptgebäudes für die Außenwelt unsichtbar. Der Eindruck vornehmer Zurückgezogenheit wird noch verstärkt durch die einfachen ruhigen Formen der straßenwärts gerichteten Wände — nur die reiche Türe leuchtet hervor —, welche im Verein mit den giebeligen Nachbarhäusern älterer Zeiten und den schlichten meist einstöckigen Fassaden bescheidener Wohnungen ein Straßenbild von stimmungsvoller ruhiger Harmonie hervorbringen.

Von den Gärten an der Rückseite der Häuser sind viele, so klein auch ihr Umfang, erfreulich durch den vollendeten Geschmack ihrer Anlage, die zur angrenzenden Architektur in Beziehung gesetzt ist (Garten der Rue de l'épée 6). Taf. 26

Am Ausgang der Rue St. Georges (Nr. 60) liegt versteckt die umfangreichste der Beguinagen Cambrais, 1771 umgebaut, bestehend aus einer Reihe winziger Häuschen und einer Kapelle Taf. 27

im Vorhof, an den Beguinagen Flanderns gemessen von miniaturhafter Kleinheit.

Wenden wir uns nunmehr zur Place St. Sépulcre zurück, so erblicken wir über den Dächern der Westseite den reichgeschmückten Giebel der Jesuitenkirche, die dem geistlichen Seminar als Kapelle diente, bis das Jahr 1906 sie in eine Rüstkammer der zur Kaserne um-
Taf. 20 gebauten Schule verwandelte. Der vom Erzbischof Vanderburch begonnene Bau wurde erst 1692 vollendet. Seine während der Revolution zerstörte Fassade erhielt im 19. Jahrhundert eine vortreffliche Ergänzung, das mittlere Wandstück über dem Portal, Wappen, Skulpturen und Giebel, sowie auch die Freitreppe sind neueren Ursprungs. Das weiträumige Innere zeigt ein wenig überhöhtes Mittelschiff, das durch 14 Säulen mit Kompositkapitälen von den Seitenschiffen getrennt ist. Die Schiffe enden in halbkreisförmigen Conchien. Wie St. Sépulcre hat auch diese Kirche die gotische Grundform beibehalten; es ist die Hallenkirche in klassizistischer Gestalt. Der Kunstweise der Jesuiten gemäß trägt der Bau eine reiche plastische Ausschmückung, die Kapitelle der Säulen und der Pilaster an den Seitenwänden, die Felder über den Arkaden mit den Reliefbüsten von Heiligen, besonders die

Wölbung der halbkreisförmigen Conchien sind mit Ornamenten verziert, die obwohl italienischer Herkunft, doch zur flämischen Kunst innige Beziehungen haben. Dem Inneren fehlt jedoch der überwältigende Prunk des Jesuitenstils, die nüchterne klare Eleganz französischen Kunstempfindens hat auch hier mäßigend gewirkt.

Das große Seminar stößt an die Rue de l'épée; hier liegt das Museum der Stadt, in einem Patrizierhause untergebracht. Zusammensetzung und Aufstellung der Sammlungen entsprechen dem niedrigen Niveau der französischen Musealtechnik. Wie fast in allen den dilettantisch geleiteten Provinzmuseen Frankreichs sieht man auch hier ein wirres Durcheinander guten alten Kunstbesitzes, geschenkter zum Teil minderwertiger Privatsammlungen, höchst zweifelhafter Neuerwerbungen, vermehrt um den Abhub von Paris überwiesener staatlicher Ankäufe. Bedeutendere Werke findet man nur in der Abteilung für Archäologie und Plastik, nämlich die spärlichen Überbleibsel der großen künstlerischen Vergangenheit, soweit sie dem Spüreifer eines im Anfange des 19. Jahrhunderts von der Hauptstadt entsandten Kunstgelehrten sowie der „Kunstliebe" plündernder Engländer im Jahre 1814 entgangen sind.

Einige Haufen malerisch übereinandergeschichteter Architekturteile enthalten Stücke aus dem 11.—16. Jahrhundert, romanische Kapitelle und Ornamente mit den jener Kunst eigentümlichen orientalischen Gebilden, verstümmelte Pfeilerfiguren aus der frühesten Zeit der Gotik, Maßwerk, kunstvoll gearbeitet wie flandrische Spitzen, ein Schlußstein, den Kopf des Veronikatuches darstellend mit anschließenden Rippen, aus dem 15. Jahrhundert, Gebälk mit schönen Renaissanceornamenten, abgeschlagene Köpfe, darunter der eines Bischofs, von vortrefflicher Arbeit; fast alles aus den geistlichen Gebäuden der alten Bischofsstadt stammend. Auffallend ist der Rest einer Balustrade (gefunden in dem Stadtkloster der Äbte von St. André du Cateau), deren zierliche Säulen und Gebälk mit fein geschnittenen vegetabilischen Ornamenten besät sind, ein Werk der französischen Renaissance aus dem Jahre 1551, wohl von italienischer Metallplastik beeinflußt. Unter den Skulpturen späterer Zeit ragt ein heiliger Sebastian hervor, verfertigt von dem in Cambrai tätigen Gaspar Marsy, der urkundlich diese Figur für das Grab eines Domherrn Sebastian Briquet, ge-
Taf. 28 storben 1624, gemeißelt hat. Sie rührt von der Hand eines Künstlers her, der, wie uns be-

richtet wird, seine Schulung in Florenz genossen hat. Der trefflich durchgearbeitete, bewegungsreiche Akt und der empfindungsvolle Kopf mit dem geringelten Gelock lassen an den Einfluß der Maniristen denken, die das Erbe Michelangelos in ihrer Art verwalteten. Als die alte Kathedrale im Jahre 1717 von einer Reihe alter Grabmäler „gesäubert" wurde, gelangte das Bildnis des Heiligen zusammen mit zwei Bogenschützen, die ihm zur Seite aufgestellt gewesen waren, in den Besitz der Sebastiansbrüderschaft, deren Kapelle sich im Rathause befand. (Confratribus sancti Sebastiani ... concedunt statuam sancti Sebastiani cum suis duobus sagittariis depositam a quadam columna huius ecclesiae. Auf dem schon erwähnten Stich mit der Darstellung der Rathausfassade bemerkt man über einem Erdgeschoßfenster des linken Flügelbaues eine Sebastiansgestalt, flankiert von zwei Bogenschützen, die mit den Grabfiguren wahrscheinlich identisch waren.)

Noch bedeutender als dieses Werk ist die Statue einer heiligen Agnes, wohl kaum von demselben Meister, wenn auch urkundlich Marsy für die Stiftung Vanderburch um 1630 eine Heilige dieses Namens verfertigt hat. Die Taf. 29
liebenswürdig vornehme Haltung und der

zarte leichte Gang des edlen Frauenkörpers sind von unbeschreiblicher Anmut. Ein großer Künstler hat die weiche Harmonie der Venezianer und die feine Grazie der Franzosen in dieser Figur zu einer wunderbaren Verschmelzung gebracht.

Durch ihre Geschichte interessant sind die Holzstatuen eines knieenden Ritters und einer
Taf. 30 Gerechtigkeit mit Augenbinde und Wage. Der Ritter ist Jean de Bove, Bailli von Marcoing, Cantaing und Ligny, der sich an einem Steuereinnehmer der Stadt schwer vergangen hatte. Die Chronik erzählt folgendes von der Rache des Magistrats: „Besagter Jean de Bove wurde ergriffen und in den Kerker geworfen. Der Prozeß wurde ihm gemacht, und als er um Gnade bat, wurde er verurteilt, in der Nacht vom 28. Mai 1551 Gott und die Justitia um Barmherzigkeit anzuflehen ob der Untat, die er begangen. Und zu diesem Zweck wurden zwei oder drei Ladentische von Fischhändlern vor das Stadthaus gesetzt, er auf den Knien davor, und zum Gedächtnis mußte er die beiden Erinnerungsbildnisse stiften aus Erz und sie aufstellen lassen an der Mauer des Stadthauses unter der Uhr." Die beiden Erzbilder standen als Wahrzeichen bürgerlicher Macht an derselben Stelle bis zum Abbruch

des Hauses, dann wanderten sie zum Einschmelzen in das Arsenal. Die Holzmodelle, von Guilleaume Dannel, sind vortreffliche Arbeiten der französischen Renaissance, der Ritter altertümlich geschlossen und streng in der Form, dem betenden König auf dem gleichzeitigen Grabmal Franz I. in St. Denis ähnlich, die Justitia anmutig gedreht mit unruhig faltiger Gewandung, wie zu jener Zeit Germain Pilon seine graziösen Frauen gestaltete.

Sehenswert sind außerdem auch noch die in den Seitengebäuden befindlichen kunstgewerblichen Arbeiten aus Holz, darunter eine spätgotische Tür aus dem Hospital St. Julien mit geschmiedetem Beschlage, ferner das Chorgestühl aus der jüngeren Kapelle dieses Stiftes, Wandtäfelungen und Treppenpfosten aus dem großen Seminar und dem erzbischöflichen Palast. Diese prächtigen Werke der Blütezeit französischen Handwerks leben aus ihrer Umgebung herausgerissen nur noch ein Schattendasein, da der wesentliche Reiz dieser Kunst in dem harmonischen Zusammenklang mit dem Raume bestand.

Das Hauptgebäude des Museums enthält einige Privatsammlungen von geringem Wert. Bemerkenswert ist nur eine prächtige Büste Fénelons von Jean Louis Lemoyne aus dem

Jahre 1724, der Überrest des ersten in der alten Kathedrale errichteten Grabmals, in der repräsentativen Art der Porträtplastik jener
Taf. 31 Zeit gehalten. Die geistvollen Züge des bischöflichen Staatsmannes und Erziehers sind mit außerordentlicher Feinheit wiedergegeben.

Der Inhalt des großen Bildersaales bietet ein klägliches Zeugnis für die offizielle französische Kunstpflege. Abgesehen von zwei Dutzend alter Bilder, davon einige aus dem Depot des Staates (darunter ein guter Steenwyck, glänzende Kopien Vanloos nach Veronese, ein Coypel) sind die Wände bis an die Decke behängt mit den öden Erzeugnissen längst verblichener Tagesberühmtheiten, zum Teil staatliche Ankäufe aus den Pariser Salons und dieserhalb als Wertstücke geltend. Nicht ein Werk der großen Meister der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts fand in der Galerie Aufnahme. Über einige Proben der modernen Plastik ist nichts Besseres zu berichten.

Der kostbarste bewegliche Kunstbesitz der Stadt, die illuminierten Handschriften, befindet sich in der Bibliothek (Rue Gambetta), der alten Kirche des Hospitals St. Jean, welche im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts mit einer feinen klassizistischen Fassade versehen

wurde. Manuskripte sowohl wie die Bücher sind größtenteils altes Kirchen- und Klostergut, die Kathedrale, die Abteien St. Sépulcre, St. Aubert, St. Géry und Vaucelles haben ihr reichliches Teil beigesteuert. An anderer Stelle im Hôpital civil wurden die wertvollen spätgotischen Wandteppiche (zirka aus dem Jahre 1500) und gotische Möbel aus dem Besitz des ehemaligen Hospitals St. Julien untergebracht.

In einem Anbau des Museums nach der Rue St. Fiacre zu befindet sich die Schule für Zeichenkunst, welche auf eine alte Vergangenheit zurückblickt. Schon im frühen Mit- Taf. 32
telalter war die Stadt Cambrai der Sitz einer zahlreichen Schar von Künstlern, welcher die Prachtliebe von Geistlichkeit und Bürgerschaft lohnende Beschäftigung gab. Wie in den anderen Städten traten auch sie zu einer Gilde zusammen, deren Satzungen uns erhalten sind. Zwei Großmeister und zwei Obermeister übten die Aufsicht aus und verwalteten die Einkünfte, deren größter Teil in festlichen Schmausereien eine Anlage fand. Strenge Bestimmungen regelten die Aufnahme in die Meisterschaft, denn nur den Meistern war die öffentliche Ausübung der Kunst gestattet. So mußten die Maler als Probestück ein Historienbild oder eine Landschaft liefern, das nicht kleiner

wie drei Fuß hoch, zwei Fuß breit, und nicht größer wie fünf Fuß hoch und zwei Fuß breit sein durfte. Ebenso war den Dekorationsmalern, Stickern, Bildhauern und Bildschnitzern, Glasmalern und Glasern Art und Umfang des Meisterstückes genau vorgeschrieben. Noch schärfer überwacht waren die Goldschmiede, die eine besondere Zunft bildeten, des kostbaren Metalls wegen, das sie bearbeiteten. Die Ausübung mehrerer Künste war untersagt, wenn nicht die Meisterschaft in jeder erworben war. Jedoch war es den Geistlichen und den Bürgern erlaubt, „sofern es sich um den persönlichen Bedarf oder einen Zweck der eigenen Kirche handelte, in jedem der vier Stile zu arbeiten oder diese Arbeiten durch einen Meister einer anderen Stadt Seiner Majestät ausführen zu lassen." Ob dieser Sonderbestimmung entstand eines Tages ein heftiger Zwist, durch einen Vorfall veranlaßt, der ein erheiterndes Licht auf den Künstlerneid jener Tage wirft. Im Jahre 1739 kam ein Pastellmaler Pierre Cossuin von Quesnoy nach Cambrai und empfahl sich einem geneigten Publikum besonders in der Kunst, Porträts und Landschaften zu malen, mit großen oder auch kleinen Figuren verziert. Ferner erteile er Unterricht, solche Künste gar

schnell zu erlernen. Dieser begabte Mann verfertigte für einen Monsieur Guyot, welcher für einen Kunstkenner galt, zwei Bilder und ließ sich daraufhin von diesem ein Zeugnis ausstellen des Inhalts, daß in Cambrai nur Gossuin als Maler von Rang zu beachten sei: ein Spezialist im Fache des Porträts und der Landschaft und keineswegs ein Tünchermeister. Solches erboste die einheimische Künstlerschaft gewaltig; sie blies zum Angriff gegen den Konkurrenten aus der Fremde, der sich gegen die Satzungen des Rats schwer vergangen habe, da er seine Kunst in der Stadt öffentlich ausgeübt, ohne hier die Meisterschaft zu besitzen. Man solle die Bilder des Fremden einziehen und ihm 20 Pfund Buße für jedes Werk auferlegen. Gossuin verteidigte sich wortreich mit vielen Gründen und Ausflüchten, er habe ja nicht in Öl gemalt, die Bilder im Atelier hätten seinem Sohne nur zu Studienzwecken gedient, auch habe er mit seinen Werken nicht Handel getrieben, alle Angriffe entsprängen nur dem Neid der Kollegen. Schließlich forderte er seine Gegner zu einem Wettkampfe mit dem Pinsel heraus, wenn sie den nicht anzunehmen wagten, „werde es mit Recht heißen, sie verstünden nicht zu malen." Wem der Sieg in diesem Streite zufiel, ist nicht bekannt, jedoch

die erbitterte Künstlerzunft verlangte nunmehr eine Aufhebung jener alten Bestimmung, die wenn auch nur bedingungsweise, fremden Künstlern gestattete, in Cambrai tätig zu sein. Heftig wurden auch die Bilderhändler der Stadt gescholten, „welche nicht nur jede Art neuer Bilder verkaufen, die sie von auswärts zu einem Drittel oder Viertel des gerechten Preises beziehen, sondern sogar bei sich zu Hause von auswärtigen Malern Gemälde anfertigen lassen, was den Wert jeder Meisterschaft herabsetzen und die Gilde ruinieren muß." Ein Spruch wird verlangt, daß kein Fremder, wenn er nicht zur Zunft der Stadt gehört, bei wem es auch sei, arbeiten dürfe, unter Strafe der Einziehung seiner Bilder und einer Geldbuße von 25 Florins. Der Magistrat erließ darauf einen Beschluß, der die Vergebung künstlerischer Aufträge an Fremde schwer besteuerte — das Geld floß in die Kasse der Gilde — eine Produktion ohne Bestellung durch auswärtige Meister aber gänzlich verbot. Bis in das späte 18. Jahrhundert lastete dieser mittelalterliche Zunftzwang auf den Künstlern; so finden wir noch im Jahre 1763 einen Antrag, der die Beschlagnahme eines Marmorepitaphs bei einem gewissen Martin Cordier verlangt: Bildhauerarbeit, wie

die Obermeister behaupten, Steinschneidekunst (Gravure), wie der Verfertiger bewies und „dieserhalb den Arbeiten der Maler, Bildhauer, Sticker nicht zugehörig und ihren Satzungen nicht unterworfen."

Unter der Wirkung dieser Reglementierung des künstlerischen Schaffenstriebes mußte die Zunft allmählich verkümmern. Die nach der Mitte des Jahrhunderts zahlreich emporschießenden Zeichenschulen (écoles des dessins), welche vielfältigen Unterricht und freiere Art des Schaffens verbürgten, nahmen den alten Lucasgilden den Rest von Bedeutung.

Die Zeichenschule in Cambrai wurde im Jahre 1780 gegründet auf den Antrag des Malers A. F. St. Aubert, der in der Art Louis Watteaus als später Nachzügler der Flamen des 17. Jahrhunderts seine Bilder mit französischer Grazie und Farbigkeit erfüllte. Diese Taf. 17
kleine Akademie lebt noch heute, und brachte sie auch keine großen Meister hervor, so hat sie doch lange dem Kunsthandwerk der Stadt die gute Tradition der vergangenen französischen Kunst vermittelt.

Folgt man der Rue de l'épée weiter an dem Nachbarhaus des Museums vorbei mit seiner zopfig dekorierten Holztür, so trifft man auf

die Rue Vaucellette, genannt nach dem Absteigequartier der Äbte von Vaucelles. An den in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts errichteten Bau erinnern noch das Portal und ein Fenster, die jedoch nach ihrer Entdeckung im 19. Jahrhundert ebenso wie die gotische Kapelle im ersten Stock (1238) durch vollkommene Erneuerung zerstört wurden. Die Rue Vaucellette mündet auf die Place Thiers (entstanden durch die Niederlegung der Kirche St. Croix), für deren Mitte Hiolle, ein Schüler von Carpeaux, einen wohlgeformten bronzenen Engel als Kriegerdenkmal schuf (von Hiolle stammen auch die Giebelfiguren des Rathauses). Sechs Straßen führen auf den dreieckigen Platz, besonders glücklich ist die Gestaltung des Häuserkeils zwischen der Rue Vaucellette und der Rue St. Julien durch das spitzgiebelige Haus mit dem kleinen Vorgärtchen, über dessen Mauern Büschel üppigen
Taf. 33 Grüns straßenwärts hinüberhängen. Die Gebäude des Hospitals St. Julien (des jetzigen Konzertsaales) füllen die Nordseite des Platzes aus. Dieser Baukörper, dessen einzelne Glieder den Stilcharakter dreier verschiedener Zeiten weisen, ist dennoch zu einem harmonisch einheitlichen Ganzen zusammengefaßt, weil die Mannigfaltigkeit der einzelnen Teile den wahr-

haften Ausdruck einer geschichtlichen Wandlung darstellt. Die Mitte wird von einer Taf. 34
Kapelle gebildet, welche mit dem steilen Dach und den kantigen Ecken der Apsis vorspringt, deren Wand in hohe spitzbogige Fenster aufgelöst ist. Sie trägt das Gepräge der scharf konstruktiven, starren und emporstrebenden Gotik ihrer Entstehungszeit (1347). Die Kapelle zur Rechten am Schnittpunkt des Platzes und der Rue du Temple entspricht mit ihrem sanften Oval der graziösen Kunst des Rokoko, welche die kantige, scharfgebrochene Linie zur gefälligen Rundung abschwächt (1734). Die vielfenstrige Gebäudemasse zur Linken, deren an die Kapelle grenzender Flügel etwas zurückspringt, stammt aus dem dritten Viertel des 17. Jahrhunderts (1666). Über dem Eingang an der Rue St. Julien befindet sich eine Nische, in deren aufgelöster phantasievoller Umrahmung (von Boitteau, 1714) der Barock sich schon zum Rokoko verflüchtigt.

Das Hospital St. Julien ist das älteste der Krankenhäuser Cambrais, 1071 gegründet und auf der heutigen Stelle erbaut, jedoch mehrfach erneuert. Der jetzt als Konzertsaal dienende Mittelbau war als Krankensaal errichtet. Die Lagerstätten breiteten sich im Schiffe aus, während in der Apsis die Messe gelesen wurde.

Ein Lettner trennte den geweihten Raum ab;
Taf. 35 er steht jetzt im Garten des Museums.

Das auf seinem gegenwärtigen Platze seiner Wirkung beraubte Werk ist eine Schöpfung der verblühenden Gotik (1541). Die architektonische Gliederung verrät schon den Geist der Renaissance, mit der Reihung quadratischer Mittelfelder, früher durch gedrehte Säulchen vergittert, oben und unten begrenzt durch Rechtecke, deren Flächen das Ornament der Spätgotik, Vierpässe und ähnliche Formen weisen. Die Wimperge, im Stil flamboyant, trugen ehemals die Statuen der 12 Apostel, die des Johannes und der Maria standen auf den Pfeilern der Türe, in ihrer Mitte das Kreuz. Im 18. Jahrhundert fühlten sich die Pfleger in dem Betraum beengt und man beschloß, eine eigene Kapelle für den Gottesdienst an den Krankensaal anzubauen, das Gitter wurde darum entbehrlich und entfernt.

An die Südseite des Saales grenzt das Refektorium mit der geschnitzten Täfelung und den eingelassenen Bildern, ein gutes Beispiel der Raumkunst der Spätrenaissance. Das Wohngebäude enthält ein bemerkenswertes Treppenhaus; in behaglicher Breite wird die durch das Alter tief gebräunte Holztreppe, begleitet von dem säulengeschnitzten Geländer,

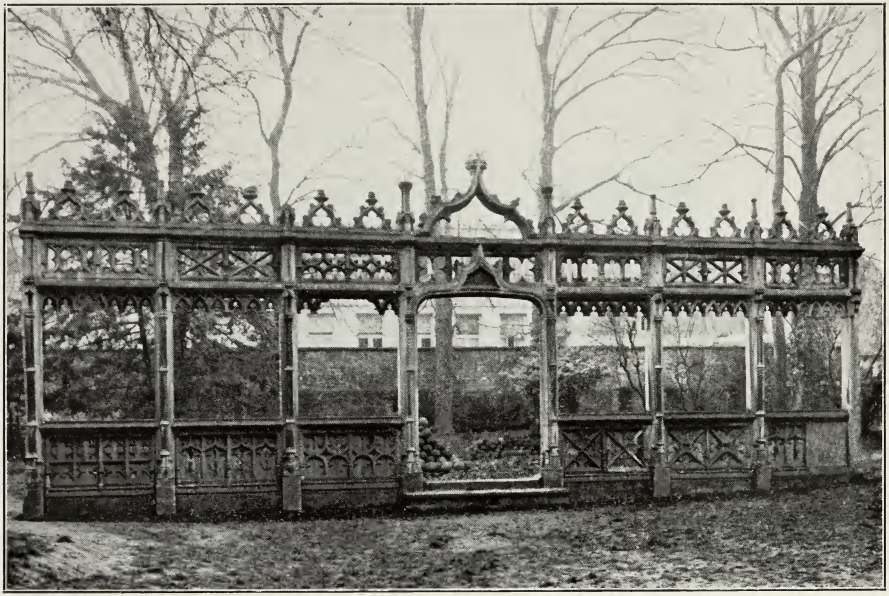
Die Rue St. Fiacre.

The Library
Of The
University Of Illinois

Am Place Thiers.

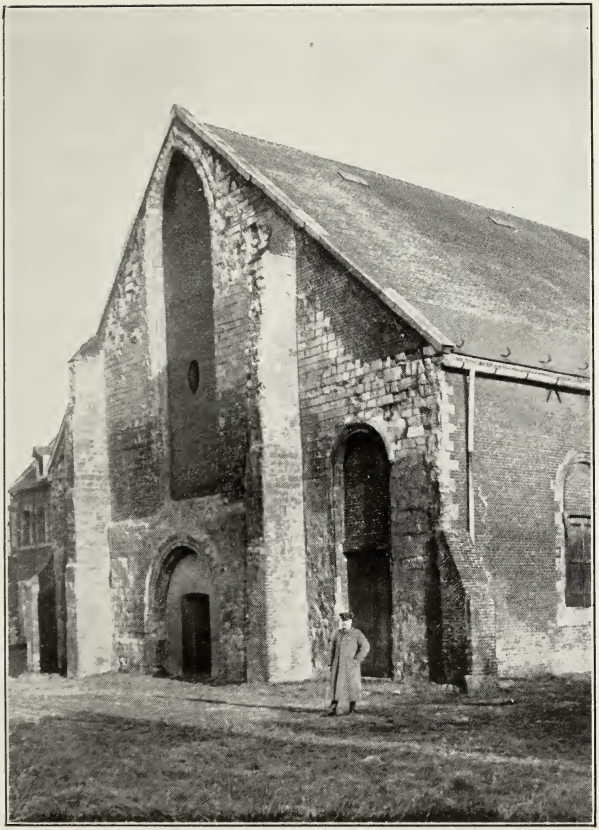
Hospital St. Julien (jetzt Konzertsaal).

In the Public
of the
University of Alberta



Lettner, ehemals im Krankensaal des Hospitals St. Julien.

The Library
of the
University of Illinois



Die Kirche der Récollets.

The Library
of the
University of Illinois

Altes Tor im Kasernenviertel.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

im langsamen Anstieg durch die Stockwerke geführt.

Eigenartig sind die alten Statuten des Hospitals, das bis zum Ende des 15. Jahrhunderts von Brüdern und Schwestern gemeinschaftlich bewohnt war. Die Regeln (von 1220) waren demgemäß streng. Kein Bruder durfte je mit einer Schwester allein bleiben, „damit kein Verdacht entstünde". „Niemand soll ohne bestimmten Grund ausgehen, wenn aber eine Schwester ausgeht, soll sie in Begleitung einer anderen Schwester oder ehrbaren Person sein. Diejenigen, die außerhalb des Hospitals weilen, dürfen nur zweimal am Tage essen und trinken. Im Schlafraum, Betsaal und Eßzimmer ist Stillschweigen geboten, aber wenn bei der Mahlzeit jemand genötigt ist zu reden, so soll er sich erheben und stehend kurz und bündig seine Rede vortragen. Die Kranken sollen gütig aufgenommen werden und dasselbe Essen bekommen wie die Pfleger, sofern ihr Zustand es gestattet, und wenn ein Kranker einen Wunsch hat, so soll man ihn erfüllen, wenn es möglich ist, vorausgesetzt, daß es seiner Krankheit nicht schädlich ist. Und man soll gründlichst Sorge tragen, daß alle in Gesundheit wiederhergestellt werden. Der Kranken soll sorgsam gewartet werden,

und solche seien nur aufgenommen, die durch ihre Krankheit verhindert werden, von Haus zu Haus betteln zu gehen (Li malades doivent estre wardé soigneusement. Tel malade soient recheutant seulement que de tel maladie sont empesehiet qu'il ne peuvent aler mendier d'uis en huis)."

Im Jahre 1499 wurden die Brüder entfernt und Augustinerinnen traten an ihre Stelle. Aus den Zusätzen zu dem alten Statut ist zu ersehen, daß nur Pflegerinnen aufgenommen werden sollen, welche von tadellosen Sitten und von starkem und kräftigem Körperbau seien. „Der Kranken sollen mit aller Sorgfalt gewartet werden und die Schwestern, die sie betreuen, dürfen sie nicht mit harten und rauhen Worten schelten, sondern vielmehr sie mit süßem und mitleidigem Zuspruch trösten, indem sie fromme Ermahnung an sie richten, daß sie in Geduld die Zuchtrute Gottes ertragen mögen."

In der Nähe des Hospitals lag eine Gruppe von Abteien und Klöstern; so hatten westlich, an der heutigen Rue de Prémy, die Damen von Prémy ihren Sitz. Von der ausgedehnten Anlage ist nur noch ein Tor aus dem 18. Jahrhundert erhalten. Gegenüber (am Eingang der Rue des Recollets) befand sich die alte Stadt-

wohnung der Mönche der Abtei St. André du Cateau, im 18. Jahrhundert von den vertriebenen Brüdern der Abtei Cantimpré erweitert, durch die Revolution in eine Salzsiederei, später in ein Gymnasium verwandelt. Die Kirche (1765), deren Fassade gegen die Straße gerichtet ist, wurde ihres Giebels beraubt und als Turnhalle umgebaut. Von der Kloseranlage sind besonders zwei im rechten Winkel aneinanderstoßende langgestreckte, einstöckige Bauten erhalten, 1531—36 errichtet. Die blattförmige spätgotische Ornamentik über den Fenstern der beiden Geschosse und das renaissancemäßig in Säulenarkaden aufgelöste Erdgeschoß mit den gedrückten Bogen und der gotischen Profilierung der Leibungen zeigen bedeutungsvoll den Kampf der siegreich vordringenden Baugesinnung mit einer Art, die sich überlebt hatte.

Das Schulhaus enthält ein feingeschwungenes Treppengeländer und Täfelungen im Stile Ludwigs XV.

Wenige Schritte westlich stehen die Trümmer eines anderen alten Stiftes, zu denen von der Rue des Recollets aus hinter einem barocken Portal eine kleine Gasse führt. Es ist das Kloster der Franziskaner, durch die Cordeliers im Jahre 1266 gegründet. Von den Wohn-

gebäuden haben nur noch Reste aus dem 17. Jahrhundert (1648) die Zeiten überdauert. Das alte Gotteshaus steht aber noch aufrecht, wenn auch stark verfallen, da es schon seit dem
Taf. 36 18. Jahrhundert als Lagerhaus benutzt wurde. Die Kirche, deren Fassade, Seitenwände und Innenarchitektur in beschädigtem Zustande erhalten sind — zerstört ist das Dach mit dem angrenzenden Mauerwerk sowie der Chor —, zeigt die Merkmale der schmucklosen, strengen Bauweise der Franziskaner. Der untere Teil der Außenmauer mit rundbogigen, gotisch profilierten Portal und Fenstern geht auf das dritte Viertel des 13. Jahrhunderts zurück, das langgestreckte Spitzbogenfenster der Eingangswand sowie das dreischiffige Innere mit den spitzbogigen Pfeilerarkaden sind jüngeren Ursprunges, nachdem im Jahre 1328 ein Sturm das Hauptschiff zerstört hatte. Die Orgelkanzel an der Eingangsseite ist eine Zutat der Renaissance. In die Pfeiler sind Säulen eingeschlossen, welche die Wände des ehemals überhöhten Mittelschiffs trugen. An der Ausgangswand sieht man Teile der alten Säulen freigelegt. Das zweite Bogenpaar (von der Ausgangswand gerechnet) ist beträchtlich weiter geöffnet als die übrigen und diente wahrscheinlich zum Ersatz eines Querschiffes. Der Innenraum, im Ver-

fall noch eindrucksvoll in seiner herben Strenge, barg die letzte Ruhestätte des Geschichtsschreibers Monstrelet. Der gänzlich verwilderte Klostergarten war im Mittelalter berühmt durch einen kunstvollen Passionsweg; dort lag auch der Kirchhof für die Gehängten und andere Übeltäter. Als im 17. Jahrhundert der verwandte Orden der Recollets die Cordeliers ersetzen sollte, murrte das Volk, so erzählt eine Chronik, „vornehmlich die Leute, welche die Klosterwirtschaft fleißig besuchten, denn sowohl Bier als Wein verschenkte man dort wie in einer Taverne, zudem billig, da die Mönche keine Schanksteuer zahlten. Auch war der Gottesdienst wegen des schönen Gesanges dem Volke sehr erfreulich, jedoch der fromme Lebenswandel der Recollets ließ die Murrenden bald verstummen."

Nördlich und nordwestlich von diesem Klostergebiete befindet sich seit alter Zeit das Kasernenviertel Cambrais, bis zum heutigen Tag. Taf. 37
Tage neben der Zitadelle, der Sitz militärischen Lebens. Die Stadt, von jeher im Brennpunkt der europäischen Kriege gelegen, hatte an den Lasten der Einquartierung befreundeter und feindlicher Truppen schwer zu tragen. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts waren die Truppen in Bürgerquartieren beherbergt, als

im Jahre 1600 zum ersten Male der damalige Regent der Niederlande auf dringendes Bitten der Bürgerschaft die Soldaten in den Festungswerken der Tore unterbringen ließ. 1601 errichteten dann die Spanier zwei Kasernen bei der Porte de Selles und der Porte Cantimpré, welche den durchziehenden Truppen als Quartier dienen sollten. 1609 zogen zwei Kompagnien Spanier in die Stadt ein, die bei den Bürgern Wohnung zu finden gedachten. Erschreckt über diese Aussicht sandte der Rat zum Statthalter den Domprobst und einen Schöffen, die auf inständiges Bitten erreichten, daß die Soldaten in der Zitadelle und in den Werken von Cantimpré untergebracht wurden. Für ihre Bequemlichkeit lieferte die Stadt Bettstellen, Matratzen und Strohsäcke. Nur die Offiziere erhielten in eigens gemieteten Häusern Unterkunft. 1639 kamen Baracken hinzu, die man mit den notwendigen Einrichtungen versah. Die Soldaten, welche darin wohnen mußten, bekamen zur Entschädigung Geld, das wöchentlich bei den Bürgern gesammelt wurde. Die Quartiernot blieb jedoch groß, Bürger und Geistlichkeit suchten die Lasten aufeinander abzuwälzen. Schließlich erreichten es die Geistlichen, daß ihre Häuser nur dann mit Militär belegt werden sollten, wenn eine dringende

Notwendigkeit vorlag und die Wohnungen des Magistrats und des Adels schon versehen waren. Infolge der großen und ständig wechselnden Garnison wuchsen die Steuern, so daß die Stadt mehrmals zu Anleihen greifen mußte. Häufig war der Zwist um die Lieferung der Kohle, die der Bürgerschaft oblag, zu der diese aber auch die Stände des Cambrésis herangezogen wissen wollte. Zwei Schöffen waren damit beauftragt als Quartiermacher zu amtieren; sie mußten für die Beschaffung von Wohnung und Heizung, Betten und Decken Sorge tragen. Da die alten Kasernements immer überfüllt und außerdem baufällig geworden waren, gestaltete man sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts um und vermehrte sie um Neubauten. Die Kaserne Cantimpré, jetzige Nelkaserne, entstand 1763, mit dem Bau der Kavalleriekaserne (Quartier Mortier, zuletzt mit Kürassieren belegt, seit einigen Jahren um das frühere Hospice général vergrößert) begann man kurz vor der Revolution. Einige Bauten im Hofe nach der Schelde zu mögen noch von der aus der spanischen Zeit stammenden Kaserne St. Pierre herrühren. Gleichzeitig mit den Wohnbauten wurde auch das große Militärmagazin errichtet (1782—1785), die Manutention, an Taf. 38
der gleichnamigen Straße, das bis zum heu-

tigen Tage seine Aufgabe erfüllte. Der Stil des Klassizismus, der wieder architektonisch empfand und das konstruktive Gerüst unverdeckt zur Geltung kommen ließ, war für den reinen Nutzbau außerordentlich geeignet. Die glatten Wände des Speicherhauses ragen gewaltig über die Dächer der niedrigen Wohnhäuser empor; der Wert des Baues liegt nur in den Verhältnissen der einzelnen Teile zueinander, ohne nüchtern zu sein wirkt er durch sichtbare Zweckmäßigkeit, welche künstlerisch bewältigt erscheint; für die gewerblichen Anlagen der Gegenwart noch ein vortreffliches Vorbild.

Die an der Vorderseite der Manutention vorbeiführende Rue des Capucins, sogenannt nach einem jetzt verschwundenen Kloster der Kapuziner, mit alten Patrizierhäusern, zum Teil mit schön geschnitzten Treppen, führt nach dem Hôtel St. Pol an der Ecke der gleichnamigen Straße, im 15. Jahrhundert von Loys de Luxembourg, comte de St. Pol, erbaut. In seinen Räumen wurde der Damenfrieden geschlossen; Louise von Savoyen weilte hier als Gast, während Margarete von Österreich in der nahen Abtei St. Aubert ihre Residenz aufschlug. Von dem alten Hôtel, das mit seinen Gärten und Dienerhäusern die

ganze Fläche zwischen der Rue St. Pol und der Rue du Marché aux poissons bedeckte, ist nur noch das gotische Tor vorhanden.

An die Rue du Marché aux poissons, bei welcher ehemals der Fischmarkt seine Stände hatte, schließt sich die Rue Vanderburch an, deren großes Waisenhaus Bischof Vanderburch im Jahre 1623 begründete. Gestalt und Material des Hauses, ein dunkelroter Ziegel, deuten auf enge Beziehungen zu ähnlichen Werken der Niederlande und sollten wohl den Kirchenfürsten an seine Heimat Gent erinnern. Der eigenartige Charakter des Backsteins, welcher flache, geschlossene, wuchtige Wände bedingt, begrenzt von scharfkantigen Seiten, verlieh auch diesem Bau unter seinem lastenden hohen Dach den Ausdruck lagernder behäbiger Breite und bergenden Schutzes, einer Zuflucht der Waisen angemessen. Die schwere Masse der nur durch die Fenstereinschnitte gegliederten Mauer ist durch das reichentwickelte, jedoch ganz flächenhaft an die Wand gepreßte Portal belebt. Das schöne Wappen verfertigte Gaspard Marsy. Im Hofe liegt die Kapelle mit dem Grabmal des 1644 verstorbenen Bischofs, das nach manchen Irrfahrten hier eine Stätte gefunden. In der Jesuitenkirche zu Mons, von Taf. 39
Louis Ledoulx (geb. zu Mons, gest. 1690, Schüler

Duquesnoys) 1647—53 als prunkvoller Aufbau errichtet, in mehrfarbigem Marmor mit plastischem Schmuck überladen, wurde es 1779 nach Cambrai verbracht und in der alten Kathedrale aufgestellt. Während der Revolution rettete man den Sarkophag mit Teilen der Umrahmung in die Kirche des Stiftes. Nach einer Wiederherstellung im 19. Jahrhundert, durch welche der Sarkophag vollkommen erneuert wurde, gelangten die ornamentalen Teile in das Museum, in welchem sie noch heute aufbewahrt sind. Der Bischof ist im Schlafe dargestellt. Die Kunst des Barock, die sich gesteigertes Leben und Bewegung zum Inhalt setzte, verschmähte die starre Ruhe des Todes. Das Grabmal ist das Werk eines Flamen, der, im Bannkreise römischer Kunst aufgewachsen, die große Linie und das Pathos Italiens zu nordischer Schlichtheit dämpfte. Die Statuen der Hoffnung und Liebe, unterschieden von dem Realismus der Bischofsfigur durch die weiche Zierlichkeit der Körper und Gewänder sowie durch die im Sinne der Antike idealisierte jedoch versüßlichte Bildung des Gesichtes, hatten auch bei ihrer ursprünglichen Aufstellung ihren Platz zu Seiten des Sarges. Von den zum alten Aufbau gehörenden Stücken (im Museum) fesseln besonders die Köpfe der Putten,

glänzende Leistungen einer Schule, die in der Bildung des kindlichen Körpers ihr Bestes gab. Die Ornamente, darunter zwei Reliefs mit Kandelabern, stehen ebenso wie die genannten Statuen in ihrer klassizistischen Formensprache nicht vereinzelt in dieser von antikisierenden Neigungen durchsetzten Kunst.

Der dem Waisenhaus gegenüberliegende Häuserblock liegt auf dem Grunde der ehemaligen Abtei St. Aubert, dem berühmtesten und mächtigsten Kloster Cambrais. Hier wurde der im 8. Jahrhundert verstorbene Bischof Aubert beigesetzt, dessen Gebeine heute noch bewahrt werden. Nach mehrfachen Zerstörungen durch Brände gaben die Mönche im 12. Jahrhundert ihrem Kloster einen größeren Umfang und erneuerten die Kirche gänzlich (1164). Als im 16. Jahrhundert die Abtei an Ansehen und Reichtum wuchs — häufig weilten hohe Gäste in ihren Mauern —, wurde die alte Kirche bald zu eng. Der Abt Michael von Franqueville ließ den Chor niederreißen und im Stile der Renaissance einen gewaltigen Neubau dem alten Längsschiff anfügen. Bei dieser Gelegenheit wurden die kostbaren alten Fenster, viele Bilder und mehr denn 500 Grabmäler und Epitaphe zertrümmert und entfernt. Am Ende des 17. Jahrhunderts erfuhr die

Kirche eine völlige Umgestaltung. Man versperrte den Chor durch eine Scheidewand und legte zuerst das alte Schiff gänzlich nieder. Dann begann man 1698 mit der Errichtung eines neuen Langhauses, das mit Portal und
Taf. 40. 41 Turm 1719 vollendet war. Erst ein Jahrzehnt später wurde der Turmhelm aufgesetzt. Ein weiteres Jahrzehnt verging bis ein neuer Abt, Augustin Jahon, sich entschloß, nach Abbruch des Renaissancechores den Bau zum Abschluß zu bringen (1740). Dem prunkliebenden Mann genügte die geplante Ausdehnung der neuen Kirche nicht; schon der Chor des 16. Jahrhunderts war weiträumiger und von anderen Maßverhältnissen als das enge, frühgotische Schiff, dessen Fortsetzung er bildete. Er führte daher den Bau in größeren Dimensionen weiter, 12 m tief mußte man graben, um die Fundamente für die Massen der Mauern zu legen. Technische Schwierigkeiten verhinderten wohl auch den Architekten, den Chor in der Achse des Langhauses fortzusetzen. Er verlieh ihm eine leichte Neigung nach rechts, vielleicht war schon der Renaissancebau im gleichen Winkel an das gotische Schiff angestückt. Erst 1745 wurde die ganze Kirche geweiht.

Die Fassade mit ihren zwei gewaltigen übereinandergestellten giebelgekrönten Säulen-

ordnungen trägt die Züge des strengen akademischen Klassizismus, der auch während der Herrschaft des bewegtesten Barock auf Grund der Lehren des Palladio und seiner Nachfolger eine bedeutende Stellung behielt. Trotz der durch die Einhaltung eines Schemas bedingten Nüchternheit ist der Aufbau in seiner mathematischen Logik von eindrucksvoller Größe. Der Turmhelm, aus der Ferne gesehen zu schmal und spitz, gewinnt sein richtiges Verhältnis zum Unterbau bei einem Standpunkt nahe der Fassade. Sehr reizvoll ist die Entwicklung des Querschiffs sowie des Chors mit ihren kleeblattförmigen Schlüssen nach der engen Straße St. Aubert, die schräg auf die Taf. 12
Kirche zuläuft. Hier sind die Sakristei sowie kleine Häuschen gleich Schwalbennestern den Wänden angeklebt und lassen durch ihre Winzigkeit die ragenden Mauern der von Pilastern gegliederten Wände um so mächtiger erscheinen. Taf. 42
Die Innenarchitektur auf dem Grundriß eines lateinischen Kreuzes ist eine originelle Leistung des späten Barock. Das Langschiff mit seinen Pfeilerarkaden, wie schon erwähnt, von geringeren Maßen wie Querschiff und Chor, läßt auch in seiner gegenwärtigen Gestalt die Form des engen in die Höhe gezogenen mittelalterlichen Baues ahnen. Die Höhendifferenz

zwischen Quer- und Langschiff, besonders dort bemerkbar, wo die Gesimse sich treffen müßten, erscheint auf naive Weise durch tücherhaltende Engel verdeckt. Vier gewaltige Säulen, deren Basen im Winkel zueinander geneigt sind, tragen die kleine dunkle Kuppel über der Vierung; sie erfüllen mehr eine dekorative wie eine architektonische Funktion und steigern den Höheneindruck des weiträumigen lichten Quer-
Taf. 43 schiffes zum Erhabenen. Das Grab des Heiligen befand sich ehemals unter der Vierung, vielleicht war der Ort auch in der früheren Kirche von einer ähnlich bedeutsamen Architektur umgeben, oder ein altes Vorbild hatte dem Baumeister vorgeschwebt. Die nebenan liegende Kathedrale mit ihrem mächtigen Dome dürfte vielleicht bestimmend gewesen sein, wie ihr Beispiel in mancherlei Beziehungen auf den Bau eingewirkt hat.

Auch die Deckenbildung des Chors weist auf alte Formen zurück. Sie zeigt eine Art goti-
Taf. 44 schen Netzgewölbes, das ebenso wie die Strebepfeiler an den äußeren Wänden der Apsiden, von dem Weiterleben vergangener Stile Zeugnis gibt.

Das eichene Wandgetäfel des Chorgestühls ist ein Werk, das aufmerksamer Betrachtung
Taf. 45 wert ist. 20 ovale Medaillons, von reich-

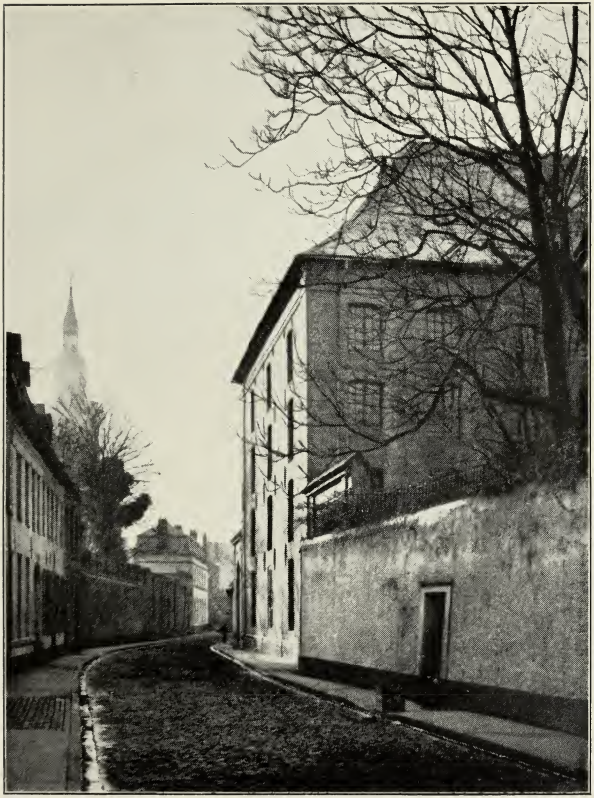
geschnitzten Rahmen umgeben, sind durch je zwei korinthische Pilaster voneinander getrennt. Die Darstellungen auf den Medaillons beziehen sich auf das Leben der Heiligen Aubert, Augustinus, Peter und Paul. 1740 wurden sie Charles Lagat, einem Holzhändler aus Holland, in Auftrag gegeben, der mit einer Schar Handwerker nach Cambrai kam, um das Schnitzwerk nach Zeichnungen auszuführen, die der Abt von St. Aubert hatte anfertigen lassen. Aus dem Kontrakt ist ersichtlich, daß die Arbeiter in der Abtei beherbergt wurden, je einen Topf Bier täglich zu beanspruchen hatten, und abends nach 8 Uhr in ihrer Behausung bleiben mußten. Die Lieferzeit betrug drei Jahre; die Kosten waren auf 8000 Livres berechnet.

Die Schnitzereien gehören dem Kreise des hochentwickelten flämischen Kunsthandwerks an, die Ornamente sind technisch vollendet, die bildlichen Teile zwar in den Einzelheiten etwas flüchtig und roh ausgeführt, jedoch in ihrer Gesamtheit voll Phantasie und sprühenden Lebens. Das Relief ist in der Art des Rokoko ganz bildmäßig unplastisch behandelt; die bis zur Affektation gesteigerte zierliche Anmut der Figuren deutet auf das Zeitalter einer Kunst, die auch den Heiligen Haltung und Gebahren von Höflingen verlieh.

Dem Holzwerk stilistisch verwandt ist der marmorne Altartisch. Er stammte ursprünglich aus der Abtei Vaucelles, wurde dann dem Kloster von St. Sépulcre gegen eine Glocke in Austausch überlassen, in der Revolution auf den Marktplatz geschleppt, um als Altar des Vaterlandes zu dienen. Von dort kam er in die Kirche, die zum Museum eingerichtet wurde.

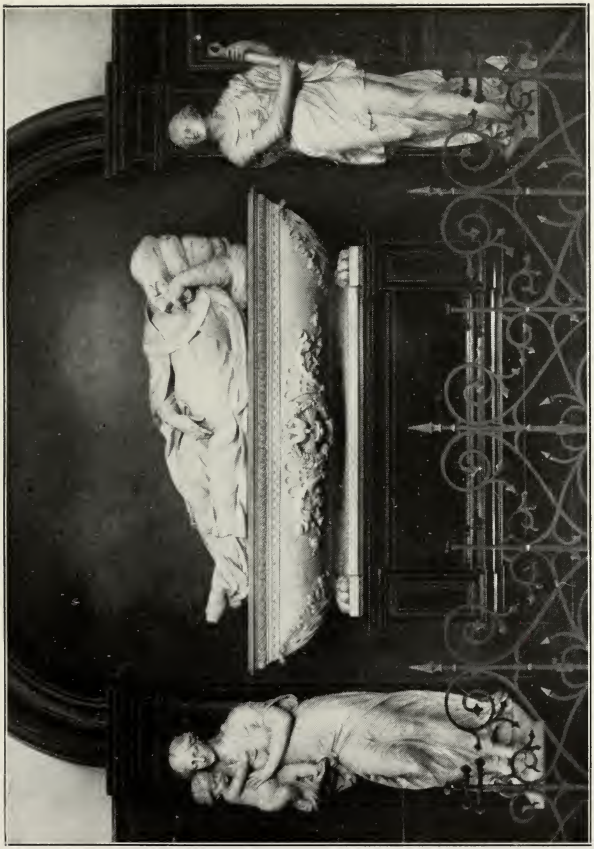
In die Wände des Chorumganges sind Trümmer von Reliefs eingelassen, zum Teil der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehörig, die alabasternen Stücke einige Jahrzehnte jünger, spärliche Überreste des einst so reichen Schmuckes der alten Kirche.

Der Kalvarienberg in der Apsis, Kanzel und Beichtstühle sind neueren Ursprungs und von geringem Wert; dagegen ist die Orgel-
Taf. 46 tribüne am Eingang des Langschiffs ein Stück von hohem, künstlerischem Rang. Sie war ursprünglich als Lettner vor dem Renaissancechor aufgestellt (damals war das Querschiff noch nicht vorhanden). Bei Errichtung des Neubaus wurde ihr der heutige Ort angewiesen. Urkundlich 1545—1550 verfertigt, bedeutet das Werk eine der ersten reinen Schöpfungen der von Süden eingewanderten Renaissancearchitektur. Der oben geschilderte



Die Manutention.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Grabmal des Erzbischofs von der Burch.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Kirche St. Géry von der Rue St. Vaast gesehen.

Die Kirche St. Géry.

Kirche St. Géry (Seitenwand mit angebauten Häuschen).

The Library
of the
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Blick in das Querschiff der Kirche St. Géry.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Lettner des Hospitals St. Julien aus dem Jahre 1541 ist noch erfüllt von dem Widerstreit zwischen verwirrender spätgotischer Bewegtheit und dem ruhigen Ebenmaß der neuen Kunst. Der Aufbau in St. Géry mit den regelmäßigen leichten Schwingungen seiner Bogen und der rhythmisch gegliederten Brüstung zeigt auch in seiner Ornamentik die völlig durchgebildeten Formen der Renaissance. Nur in der Komposition der Reliefs, die weniger italienisch-klare Übersichtlichkeit und wohl abgewogene Verteilung der Massen als gesteigerten Ausdruck und dichtgedrängte Fülle aufweisen, sowie in der derberen Bildung des Figürlichen, zumal der Putten an den Zwickeln der Bogen, verrät sich die Kunst der Niederlande, deren Bereich die reizvolle Erscheinung angehört.

Die Bilder der Kirche, zum größten Teil von Arnold de Vuez, einem flämischen Künstler am Ende des 17. Jahrhunderts, für die Jesuitenkirche gemalt und später nach St. Géry überführt, sind mäßig bedeutende Spätlinge einer eklektischen akademischen Kunst, welche die Formen ihrer Figuren den großen Italienern, deren Anordnung aber Poussin entlehnt. Beachtenswerter ist die große Grablegung im rechten Querschiff, aus der Werkstatt von

Rubens, eine Stiftung des Domherrn Sebastian Briquet, 1616 nach Cambrai gebracht, ursprünglich für die Kapuzinerkirche bestimmt. Von dem koloristischen Reiz auch schwächerer Werke des Rubens zeigt das oft restaurierte und ungünstig beleuchtete Bild nur geringe Spuren, jedoch lassen Zeichnung und Aufbau die Hand des großen Meisters erkennen.

Die Abtei St. Aubert war gemeinsam mit der alten Kathedrale und dem Palast des Erzbischofs im frühen Mittelalter von Mauern umschlossen und zu einem „Chateau" ausgestaltet. Die Kathedrale in seiner Mitte galt als eine der schönsten und reichsten Kirchen der Welt. Zu Beginn des 6. Jahrhunderts in Holz errichtet, erlitt sie vielfache Schäden durch Feuer und Kriegsnot. Nach der Mitte des 12. Jahrhunderts brannte sie bis auf die Grundmauern nieder, worauf man den gewaltigen Neubau und zwar mit der Errichtung des Turmes begann. Viele Künstler von Rufe waren an ihm tätig; nahezu ein Jahrhundert später wurde der Chor vollendet nach den Plänen des Vilard von Honnecourt (bei Cambrai). Die Auffindung seines Skizzenbuches im 19. Jahrhundert mit Entwürfen und Notizen brachte seine Mitarbeit zu Tage. Der Grundriß der dreischiffigen Kathedrale hatte

die Form eines lateinischen Kreuzes, der Turm über dem Hauptportal ragte 107 m über dem Boden empor; ihre Länge betrug 131, ihre Breite in den Querschiffen gemessen 72 m; an Langschiff, Querschiffe und Chor reihte sich dichtgedrängt Kapelle an Kapelle; die ovale Apsis von vier halbkreisförmigen Conchien umgeben, barg das berühmte Bild der Notre Dame de Grâcae. Verwirrend war die Menge der Strebepfeiler und Bogen, die wie ein Netz die Außenwand der Kirche umstrickten. Die Apsis des Riesenbaues ragte noch ein Stück in den Häuserblock hinein, der jetzt die Ecke des Platzes Fénelon und der Rue Quérenaing bildet; das südliche Querschiff schnitt weit in die Grundfläche ein, welche heute das Theater und die nebenanliegenden Häuser bedecken. Die Gartenanlagen des Platzes füllen den Raum des Langschiffes und nördlichen Querschiffes aus; Turm und Portal standen dort, wo sich das Collège Fénelon befindet.

Der benachbarte Bischofspalast war auf merkwürdige Art mit der Kathedrale verknüpft. Die Vorderseite der Kirche sprang tief in den Hof des Palastes vor; an das Langhaus anstoßende Galerien, vor die Mauer des Palastes gelagert, verwehrten den direkten Zugang zum Hauptportal. Man mußte, um den Eingang

der Fassade zu finden, das zur bischöflichen Residenz führende Tor des Ehrenhofes durchschreiten. Diese Torbogen haben allein Kathe-
Taf. 47 drale und Palast überdauert. Das vom Erzbischof Vanderburch 1622 errichtete dreigeteilte Portal weist eine Ornamentik auf, deren wuchernde üppige Fülle bis in die äußersten Winkel der Felder dringt und auch in seiner derberen Einzelform mehr niederländischen Reichtum der Phantasie wie romanische Klarheit verrät. Von dem riesigen Palast mit seinen Höfen, Kapellen und Wirtschaftsgebäuden ist keine Spur mehr vorhanden, verwahrloste Häuser armen Volkes bezeichnen die Stätte, wo Bischöfe einst Hof hielten.

Ein Gefühl der Trauer beschleicht den Besucher, der im Geiste die Monumente dieses Ortes wieder aufbaut. Wohl zerstörten vergangene Zeiten in schonungsloser Wut die Schöpfungen der großen Meister, die das Land in quellender Fülle gebar. Jedoch ein neues Geschlecht schuf mit ungebrochener Kraft Schöneres, wenn die Väter oder der Feind das Alte vernichteten. Heute regt sich der Zweifel, ob die sinkende Baukunst Frankreichs über den Trümmern des Krieges Werke zu bilden vermag, die den Leistungen der Ahnen würdig sind.

Fénelon

Von Dr. Hermann Erhard

Am Menschen, nicht an der einzelnen Leistung haftet der Ruhm Fénelons. Der menschenkundige Saint-Simon erzählt, wer dieses feingeschnittene blasse Gesicht, diese Augen, aus denen Geist und Feuer sprühten, einmal gesehen habe, könne ihn nie mehr vergessen. Er gehörte zu den Naturen, die sich der Phantasie bemächtigen und niemand gleichgültig lassen können. Er erwarb sich treu ergebene Freunde, die bereit waren, jedes Opfer für ihn zu bringen, und erbitterte Feinde. Aber selbst im Haß seiner Gegner lebt noch etwas von ärgerlichem Staunen über den merkwürdigen Reichtum seiner Natur. Ludwig XIV., dem er die lebhafteste Abneigung einflößte, soll mit einem Gemisch von Bewunderung und Verachtung von ihm gesagt haben: «Je viens de causer avec le plus bel esprit et le plus chimérique de mon royaume». Und Bossuet, der geistesstarke Bischof, rief während seines erbitterten Streits mit Fénelon, wie wenn er am Sieg verzweifeln wollte: «Il a plus d' esprit que moi; il en a à faire peur!»

Auch die Nachwelt hat nie aufgehört, sich mit Fénelon zu beschäftigen. Seine schmiegsame Natur enthält gleichsam eine Vielheit von Charakteren, so daß die entgegengesetztesten Geistesrichtungen in ihm ihr Ideal wiederfinden konnten. Noch lebt in seinem Erzbistum sein Andenken als das eines liebevollschlichten geistlichen Hirten. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts wollte in ihm — eine etwas merkwürdige Ehre für einen Erzbischof! — ihren Vorläufer sehen. Auch an Angriffen hat es nicht gefehlt; vor wenigen Jahrzehnten erst erhob sich eine Stimme, die ihn mit hitzigen Beschuldigungen für einen Tartuffe und Intriganten erklärte. Es lohnt sich wohl, diesem ungewöhnlichen Menschen nachzugehen.

* * *

Deutlich sind dem Wesen Fénelons Züge des Südländers und des Aristokraten eingeprägt. François de Salignac, Graf de Lamotte-Fénelon ist am 6. August 1651 auf Schloß Fénelon in Périgord geboren. Sein Vater war ein wenig begüterter Landedelmann. François, das 13. Kind, der Sproß einer zweiten Ehe, hatte ein kümmerliches Erbe zu erwarten. So lag es nahe, den aufgeweckten Knaben für die geistliche Laufbahn zu be-

stimmen. Ein Bruder seines Vaters, der wie vor ihm schon andere Glieder des Hauses das Bistum Sarlat inne hatte, bot ein vielversprechendes Vorbild.

Den zwölfjährigen Knaben brachte man auf die Universität Cahors. Drei Jahre später kam er nach Paris, wo er im Collège du Plessis Theologie zu studieren begann. Er stand damals unter der Obhut seines Oheims, des Marquis Antoine de Fénelon, eines tüchtigen, ungewöhnlich frommen Mannes, der sich als Gründer eines adeligen Bundes zur Bekämpfung des Duells hervortat. Auf den Wunsch des Oheims trat Fénelon in das Seminar Saint Sulpice ein, das seine Schüler von dem theologischen Gezänk der Zeit fernzuhalten, ihr Glaubensleben zu vertiefen und zu erwärmen suchte. Der Abbé Tronson stand damals der Anstalt vor, ein gewiegter Theologe und liebenswürdig-vornehmer Charakter, dem sich der junge Fénelon mit hingebender Bewunderung anschloß.

Es ist wohl möglich, daß dem schlicht-demütigen Lehrer die Begabung des Schülers zuweilen für einen jungen Theologen beinahe zu glänzend erschien. Seine Begeisterung prägt sich in schimmernden Bildern aus; er schreibt einen Stil, dem ein fein abgestimmter

Wohllaut gleichsam eingeboren ist; sein beweglicher Geist zeigt bei aller Klarheit eine etwas frühreif anmutende Subtilität. Die Gewandtheit, mit der er sich bespiegelt und zergliedert, mußte dem diskreten Lehrer geradezu unbehaglich sein.

Von romantischer Sehnsucht beflügelt schweift der jugendliche Ehrgeiz Fénelons in alle Fernen. Nur ein Machtspruch des Oheims, der um die zarte Gesundheit des Neffen besorgt war, hielt ihn davon ab, sich der Mission in Kanada zu widmen und lange trug er sich mit dem Plan, bekehrend im Orient zu wirken. Seiner religiösen Begeisterung mischten sich unmerklich künstlerische Phantasien bei. Er schwärmt nicht bloß davon, wie er helfen will, das heilige Land von seinen Entweihern zu befreien und mit neuem Glanze zu erfüllen. Der Boden von Hellas ist ihm nicht minder teuer. Er sieht sich im Geiste zwischen den ehrwürdigen Ruinen des Altertums wandeln. „Ich steige auf den Doppelgipfel des Parnassus, ich pflücke die Lorbeeren von Delphi; ich koste Tempes Wonnen."

Die Fähigkeit, ein Ideal mit geistiger Leidenschaft zu umfassen, ist Fénelon immer geblieben. Aber täuschen wir uns nicht. Schon der junge Fénelon war kein weltfremder Schwärmer.

Er gehört einem ausgesprochen südländischen Typus an, der mit dem Schwung der Begeisterungsfähigkeit ein großes Maß von nüchternem Urteil, eine eindringende Schärfe des Blicks verbindet. Vertrauten gegenüber schlägt er zuweilen einen Ton feiner Ironie an, der uns beinahe bedauern läßt, daß die Rücksicht auf die geistliche Repräsentation diesen kräftig entwickelten Zug seines Wesens zurückgedämmt und erstickt hat. Als dem jungen Abbé sein Oheim das Priorat von Carenac überließ, hielt er dort einen feierlichen Einzug; er konnte ihn mit umso größerem Behagen feiern, da ihn die neue Würde nicht zwang, seinen Wohnsitz in Carenac aufzuschlagen. Es ist bezeichnend, daß das ländliche Gepränge der Begrüßung den Spott des jungen Priors herausfordert. Er persifliert den Vorgang, an dem er sicher mit gemessenem Anstand teilgenommen hatte, mit einem Übermut, der bei einem geistlichen Würdenträger und bei diesem Anlaß immerhin bemerkenswert ist.

* * *

Immer hat es die römische Kirche meisterlich verstanden, ihre Talente zu nützen. Nicht ohne gute Gründe wurde der geistlichen Leitung des 27jährigen Fénelon das Haus der

„Nouvelles Catholiques" anvertraut, eine Anstalt in Paris, in der protestantische Kinder und Frauen auf Befehl der Regierung zu bekehren waren. Oft geschah das gegen den Willen der Eltern und der Gatten, deren Mitwirkung bei diesem unerwünschten Erziehungsgeschäft sich auf die Bezahlung der Kosten beschränkte.

Es wäre ungerecht, Fénelon aus diesen nach unseren heutigen Anschauungen wenig erbaulichen Zuständen einen Vorwurf zu machen. Mit seinen Zeitgenossen war er davon überzeugt, daß es Pflicht sei, die Seelen Andersgläubiger zu retten. Seinem ultramontanen Standpunkt gemäß, der ihn zum Gegner der gallikanischen Staatskirche machte, hätte er vermutlich gewünscht, daß der Staat sich dieser Aufgabe nur im Auftrag und als Werkzeug der Kirche unterziehe. Aber das ist eine theoretische Rechtsfrage. Sachlich war die Berechtigung der Zwangsbekehrung dem streng rechtgläubigen Standpunkt Fénelons selbstverständlich. In einer seiner Jugendschriften dem «Traité sur le ministère des Pasteurs» hat er ihn dargelegt. Er bestreitet den Hugenotten nicht diese oder jene Lehre, sondern geht aufs Ganze: er verwirft grundsätzlich jede Neuerung in Glaubenssachen, weil nur die eine unteilbare

Kirche sich durch den Zusammenhang der Tradition rechtfertigen könne. Die Einsetzung der Priester durch die Kirche liegt ihm besonders am Herzen; ihre Wahl durch die Gemeinde lehnte er mit schroffem Stolze ab: Man hört aus seinen Worten die Geringschätzung der unwissenden Masse heraus, die der feingebildete Aristokrat trotz aller erstrebten christlichen Demut häufig nur mit Mühe verhehlen kann.

Fénelon war der geborene Bekehrer und Erzieher. Mit einem glühenden Eifer verband er eine Geschmeidigkeit, welche Gedanke und Wort dem Bedürfnis und Wesen des Zöglings mit einer beinahe unheimlichen Sicherheit anzupassen verstand; bei aller Nachgiebigkeit vergaß er aber nie, die Überlegenheit, die gütige Gesinnung und die Würde der eigenen Person fühlbar zu machen. Sein Bedürfnis auf andere zu wirken, sie nach seinen Ideen zu formen und zu leiten, war nicht sachlich begründet. Er empfand den Geleiteten stets als Stück seiner selbst, als Erweiterung des eigenen Wesens. Die Herrschsucht, die ihn dazu trieb, das Leben der ihm Anvertrauten bis ins einzelne zu regeln, ist nicht frei von einer beinahe weiblichen Empfindlichkeit, einer inneren Abhängigkeit von dem Beifall und der Anerkennung des Beherrschten. Selbst wenn er mit schneidender

Überlegenheit die letzten Hüllen von den Seelen seiner Beichtkinder zieht, spüren wir durch die Schärfe der Verurteilung hindurch ein Werben um die Seele, deren er sich bemächtigen möchte. Seine Gewalttätigkeit entspringt letzten Endes nicht der Härte und Wucht eines gebieterischen Willens, sondern einem unwiderstehlichen Drang, in andern zu leben. Nur so ist es verständlich, daß dieser selbe Mann in seiner Unterwerfung unter die Autorität der Kirche, in seinem Sichanschmiegen an Menschen, die er bewundert, eine Inbrunst der Demut zeigt, an deren Ehrlichkeit wir keinen Grund zu zweifeln haben.

Eine Anerkennung der pädagogischen Begabung und Verdienste Fénelons war es, daß er 1685 und 1686 von der Regierung beauftragt wurde, eine Hugenottenmission in Poiton und Saintonge zu leiten. Die durch äußerliche Gewalt, besonders die berüchtigten Zwangseinquartierungen Bekehrten sollten innerlich der Kirche gewonnen werden. Die Legende der Aufklärung hat es so dargestellt, als sei Fénelon ein erklärter Apostel der Duldsamkeit gewesen. Beim Antritt seines Amtes, so rühmte man von ihm, habe er sich vom König die Entfernung der Truppen als einzige Gnade erbeten. Als eine eingehendere Forschung ent-

deckte, daß Fénelon sich mit den Zwangsmaßregeln der Regierung ganz wohl vertrug, auch selbst gelegentlich Gewaltmittel vorschlug, war man rasch bei der Hand, das gespendete Lob in den heftigsten Tadel zu verwandeln. Lob und Tadel setzen einen falschen Maßstab voraus. Da Fénelon das erst von der Aufklärung erkämpfte Selbstbestimmungsrecht der religiösen Persönlichkeit nicht anerkannte, so konnte er die Gewalt unmöglich deshalb verwerfen, weil sie ihm als bloße Gewalt unsittlich erschienen wäre. Er suchte sie aber tatsächlich zu mildern, weil sie der Güte seines Wesens zuwider war und vor allem, weil sein psychologischer Scharfblick — ganz jenseits von gut und böse — sah, wie zweischneidig sie wirken kann. «La persuasion ne se fait point par commandement.» Dem widerspricht es nicht, daß er den Zwang, soweit er sich von ihm Erfolg versprach, als ein zwar schmerzhaftes, aber unvermeidliches Heilmittel forderte und ausnutzte. Im ganzen werden wir ihm die Anerkennung nicht versagen können, daß er in den Grenzen seiner Zeit einen gemäßigten und humanen Standpunkt einnahm.

Mehr jedoch als diese Milde, welche die herkömmliche Überlieferung zu einer allzu großen Weichheit verschwimmen läßt, kennzeichnet den

bekehrenden Fénelon die berechnende Klugheit des Realpolitikers.

Er verhehlt sich die ungeheure Schwierigkeit der Aufgabe nicht. Wenn es dem bestrickenden Zauber seiner Persönlichkeit gelingt, seine Zuhörer bis zu Tränen zu erschüttern, so weiß er wohl, daß damit kein dauernder Erfolg errungen ist. Wie nahe läge es für einen Priester in der einleuchtenden Kraft der Wahrheit, in der Wirkung der göttlichen Gnade die bestimmenden Mächte des Glaubens zu sehen. Mit einer Nüchternheit, die ein moderner Völkerpsychologe nicht überbieten könnte, geht Fénelon davon aus, daß es die blinde Macht der Gewohnheit ist, welche die Massen an ihrem Bekenntnis festhält und zwar weniger an dem inneren Gehalt der Lehre, als an den äußeren Formen des Kultus. Er weiß, daß es deshalb vor allem gilt, sich der bildsamen Jugend zu bemächtigen. Er ist sich bewußt, wie viel an der Persönlichkeit der bekehrenden Priester liegt und gibt seinem Ärger über einige plumpe „Dickköpfe" von Jesuiten, die den Hugenotten „für diese Welt nichts als Strafe und Gefängnis, für das Jenseits nichts als Teufel und Hölle" zu versprechen wissen, unverhohlenen Ausdruck. Er selbst mischt Strenge und Nachsicht mit dem

Der Chor der Kirche St. Géry.

Geschnitzte Täfelung aus der Kirche St. Géry.

In Library
of The
University of Illinois

Sängerkanzel in der Kirche St. Géry.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Tor des Ehrenhofes der früheren bischöflichen Residenz.

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

sicheren Takt des Menschenkenners. Rücksichtslos verfährt er gegen die wenigen Männer, welche durch Intelligenz und Charakter der hugenottischen Masse Halt und Widerstandskraft geben. Er schlägt vor, sie als Geiseln ins Innere Frankreichs zu bringen, um so die ketzerische Bewegung gleichsam ihrer Seele zu berauben. Zugleich will er dadurch die wirtschaftlich so verhängnisvolle Flucht der Hugenotten ins Ausland verhindern. Denn er verliert den politischen Zweck, dem König „so viele Kaufleute und Matrosen zu erhalten", nie aus dem Auge. Damit aber diese Geiseln, deren Glaubenstreue in der Vereinzelung der Haft zu grimmigem Trotze wuchs, nicht als Märtyrer doppelt zu wirken vermöchten, will Fénelon jede Verbindung zwischen ihnen und den Ihrigen unbarmherzig abgeschnitten sehen — eine Maßregel von unerbittlicher Härte, die zeigt, wie folgerichtig Fénelon zu denken und zu handeln verstand.

Um so nachsichtiger ist er, wenn es sich darum handelt, in seinen Augen belanglose Schwächen und Neigungen der Menge zu schonen. Eiferer unter seinen geistlichen Brüdern warfen ihm vor, daß er bei seinen Predigten vor den Bekehrten unterließ, das Ave Maria zu sprechen. Sie sahen nicht, wie klug es war, die Stim-

mungen nicht zu verletzen, welche die Neubekehrten gerade vom Marienkult fernhalten mußten. An ihn knüpfen sich ja Zuneigung und Abneigung mit besonderer Zähigkeit, da ihn das am Augenfälligen hängende Volk als ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal der Bekenntnisse empfindet. Fénelons Nachgiebigkeit ging so weit, daß er einige geistliche Lieder, die den Hugenotten besonders ans Herz gewachsen waren, in den katholischen Gottesdienst hinübernehmen wollte. Ludwig XIV. jedoch, dem die Frage vorgelegt wurde, fand es höchst ungebührlich, eine der Ordnung der Kirche dermaßen zuwiderlaufende Erlaubnis zu erteilen. Er benutzte den Anlaß, an alle Bischöfe ein ausdrückliches Verbot dieser Lieder ergehen zu lassen. Fénelon stand als Volkserzieher hoch über dem Durschchnitt seiner Zeitgenossen.

Die Vorliebe für etwas hinterhältige Mittel dagegen teilte er mit den diplomatischen Sitten und vor allem mit den üblichen Bekehrungsmethoden seiner Zeit. Wir müssen uns hüten, sie ihm ohne Einschränkung zur Last zu legen. Beide Bekenntnisse waren in den Mitteln der Bekehrung nicht eben ängstlich, da man in den zu Bekehrenden Unmündige, Mißleitete und Verblendete sah. Man glaubte, zu jeder List

gegen sie berechtigt zu sein, wie man gelegentlich auf Kinder durch zweckmäßige Erfindungen zu wirken sucht. So hatte Fénelon sicher ein gutes Gewissen, wenn er in Holland gefälschte Streitschriften drucken lassen wollte, in denen die Protestanten, sich gegenseitig befehdend, die Widersprüche ihrer Lehren selbst an den Tag bringen sollten, oder wenn er Scheindisputationen veranstaltete, bei denen er selbst mit dialektischer Gewandtheit die hugenottische Sache verfocht und es meisterlich verstand, sie trotz scheinbar glänzender Verteidigung von dem Gegner überwältigen zu lassen. Fénelon war zu klug und zu vorsichtig, als daß er sich solcher Mittel bedient hätte, wenn sie der Moral seiner Zeit verwerflich und anstößig erschienen wären. Selten freilich war das Bekehrungssystem der Zeit so überlegen und so bewußt gehandhabt worden, wie durch ihn. Wie gefügigen Instrumenten entlockt dieser Menschenbildner den Seelen Freuden und Leiden. Erst — so beschreibt er die Stufen der Einwirkung — gilt es die Ungläubigen zu verblüffen, sie in Zweifel und Aufregung zu stürzen und die Macht des wahren Glaubens unwiderstehlich auf sie eindringen zu lassen. Dann erst dürfen sie erbaut werden. Die größte Kunst aber bestehe darin,

daß der Bekehrende ihre Liebe erringt, obwohl er ihre Herzen mit Verwirrung und Gewissensbissen peinigen muß. Fénelon weiß die Liebe, die er sich erwirbt, wie einen beliebigen Posten seiner psychologischen Rechnung einzufügen. Welch kühl berechnender Abstand liegt in den Worten, mit denen er von seinen Bekehrungen erzählt: „Es würde Ihnen Vergnügen machen, wenn Sie sehen könnten, wie wir diese Kaufleute und Matrosen umarmen. Der Beifall, den sie uns spenden, ist ihnen nützlich und kann uns unmöglich schaden. Er dient dazu, sie gefügig zu machen; uns aber schützt die Gewöhnlichkeit dieser Leute hinlänglich vor der Versuchung zu leerer Eitelkeit, wenn sie uns Lobsprüche spenden."

Der bekehrende Fénelon zeigt den ganzen Reichtum seiner Natur: er weiß die Seelen durch alle Ängste zu jagen, ehe er sie beglückt und beseligt; er spricht zum Herzen und überlistet den Kopf; er schmiegt sich an und hört doch nie auf zu leiten. Eine weiblich nachgiebige, fast schrankenlos weite Phantasie dient einem Verstand, der seiner selbst in jedem Augenblick mächtig ist.

* * *

Die Feinheit seines hochgesinnten Geistes, die Verbindung aristokratischer Gewandtheit mit

einer bei aller Kirchlichkeit doch persönlich gerichteten Frömmigkeit erwarb Fénelon das Vertrauen und die Bewunderung eines kleinen, aber erlesenen höfischen Kreises. Seinen Kern bildeten drei Töchter des großen Colbert, die Herzoginnen von Beauvilliers, von Chevreuse und von Mortemart, welche die ernste Lebensauffassung des einfach-herben Vaters überkommen hatten und sich in den Dienst eines streng verpflichtenden religiösen Ideals stellten. Das redliche Streben dieser Damen geriet freilich ab und zu in die Nähe einer etwas willkürlich gepflegten Liebhaberei und blieb von einer gewissen Überfeinerung nicht frei, die von Fénelon zuweilen zu christlicher Einfachheit vermahnt, zuweilen aber auch verständnisvoll ausgedeutet und beraten wurde.

Von den Herren des Kreises waren ihm die Herzöge von Beauvilliers und von Chevreuse besonders herzlich zugetan. Mit der Zeit wuchs sich sein Einfluß auf ihr Denken und Handeln zu unbeschränktester Beherrschung aus. Die beiden Edelleute, die in ihrer Frömmigkeit übereinstimmten, waren im übrigen sehr verschiedene Naturen. Der Herzog von Beauvilliers hatte ein von Haus aus lebhaftes, ja hitziges Temperament und einen entschiedenen Geschmack an weltlichen Vergnügungen der-

art überwunden, daß ihn das Gefühl seiner Pflichten gegen Gott keinen Augenblick verließ und ihm ein ganz gleichmäßiges, würdiggesetztes Wesen gab. Da ihm mit der Zeit jede freie Haltung, ja jeder freie Gedanke unerlaubt schien, so wurde sein weltliches Leben immer mehr eingeengt; er lebte, nur mehr durch seine Pflichten an den Hof gebunden, beinahe wie ein Einsiedler. Man nannte ihn den „guten Herzog".

Mit seinem Schwager Chevreuse verband ihn die engste Freundschaft. Dieser war ein zärtlicher und weicher Mensch. Weit entfernt von dem starren Zwang, mit dem Beauvilliers seine Natur zurückdämmte, genoß er das mühelose Glück eines inneren Friedens, den nichts zu trüben vermochte. Heiter im engen Kreise scheute er die große Geselligkeit. Obwohl er sehr mäßig und sehr fleißig war, verwirrte und verschleppte er häufig seine Geschäfte. Denn er war umständlich, zerfahren, kam meist zu spät und konnte sich nie zu einer vernünftigen Einteilung seiner Zeit bequemen. Die Widrigkeiten, die ihm daraus erwuchsen, ertrug er jedoch mit unerschütterlicher Ergebung. Zuweilen wurde er das Opfer eines phantastischen Einfalls, den er sich von niemand ausreden ließ und der an dem maßvoll-ruhigen Manne

doppelt auffiel. Er war ein beinahe willenloses Werkzeug in Fénelons Händen.

Man kann sich wohl denken, daß diese fromme Gemeinschaft den höfischen Weltkindern manches zu spötteln gab. Aber durch untadeliges Leben und eine Beharrlichkeit, die sich nie etwas vergab, erzwang sie sich eine wenn auch von vielen nur widerwillig gewährte Achtung. Seit Frau von Maintenon die Frömmigkeit bei Hofe Trumpf werden ließ, wuchs Ansehen und Einfluß des kleinen Kreises zur beträchtlichen Macht einer höfischen Partei.

Für die töchterreiche Herzogin von Beauvilliers schrieb Fénelon seine Abhandlung: «De l'éducation des Filles», die man ohne Übertreibung als eine der feinsinnigsten und geschmackvollsten pädagogischen Schriften bezeichnen kann. Da sie dazu bestimmt war, einer großen Dame leicht und angenehm einzugehen, verzichtete Fénelon auf alles unnütze und schwerfällige Systematisieren und sagte ganz einfach und ohne Umschweife, was er vorzubringen hatte. Er schöpft mit leichter Hand aus reicher Erfahrung. Sein fein abgetöntes Lebensideal redet so deutlich aus den zwanglos aneinandergefügten Kapiteln, daß man den schlanken Abbé vor sich sieht, wie er

beredt und ohne den Ton aufdringlicher Belehrung im rotdamastenen Lehnstuhl sitzend aus dem Manuskripte vorliest, während Colberts tugendsame Töchter mit einem Nicken voll bienséance ihren Beifall zu erkennen geben.

Fénelon war ein großer Kinderfreund. Aus seinen Worten spricht ein zartes Gefühl für die nachgiebige Bildsamkeit und das unstäte Wesen des kindlichen Geistes, den er mit einem vom Luftzug hin- und herbewegten Kerzenlicht vergleicht. Bezeichnenderweise sieht seine Künstlerphantasie in das kleine Kind, das noch nicht spricht und Gesprochenes noch nicht versteht, Fähigkeiten hinein, die es doch kaum haben dürfte. Er meint, man könne ihm durch den Ausdruck des Gesichts und den Ton der Sprache von Leuten, die es zornig oder sonst maßlos sah, ein abschreckendes Bild einprägen und ihm durch eine sanftere Stimme und ein heiteres Gesicht seine Bewunderung für „vernünftige und sittliche Handlungen" zu erkennen geben. Solche phantasievollen Übertreibungen, untermischt mit der erstaunlichsten Beobachtung der Wirklichkeit, begegnen uns zuweilen bei Fénelon.

In einer Zeit, in der es Aufsehen erregte, wenn bei der Erziehung selbst eines Prinzen Peitsche und Stock nicht ergiebig verwandt

wurden, bedeutete es etwas, wenn Fénelon jeden Zwang verurteilt und fordert, daß man sich begnügen müsse, der Natur zu folgen und ihr behilflich zu sein. Er nahm damit die Lehre Rousseaus vorweg, der sich denn auch, dieses Zusammenhanges bewußt, als Schüler Fénelons fühlte und in seiner überschwenglichen Art einmal gesagt hat, er möchte, wenn Fénelon noch lebte, sein Kammerdiener sein. Wie Rousseau verlangt Fénelon, daß Freude und Vertrauen die herrschende Stimmung des Kindes sei. Die Furcht vergleicht er den Heilmitteln, die man nur in Krankheiten auf Leben und Tod verwenden darf; sie zehre an der Kraft des Gemüts. Alles, was die Phantasie erfreut, Bücher voll „kurzer und wunderbarer Geschichten", womöglich mit schönen Bildern und hübsch geformten Buchstaben sollen die Wißbegier anregen. Auch die Religion, die den Kindern so leicht als etwas Düsteres und Unerquickliches erscheine, soll ihre ernsten Wahrheiten wie ein schönes Schauspiel in „reizender" Anschauung erscheinen lassen. Fénelons Zartheit ist hier nicht ganz frei von Verzärtelung. Rasch gleitet sein empfindliches Auge über den Anblick des gequälten Erlösers weg.

Das Frauenideal, das ihm als Erzieher vorschwebt, entbehrt bei aller aristokratischen und

weiblichen Zurückhaltung, wie die Zeit sie fordert, nicht einer frischen Tüchtigkeit. Heiter, tätig, standhaft, tapfer will er die Frau. Sie soll fromm sein, sich aber nicht in den Zwist der Theologen mischen. Eine feine Schamhaftigkeit müsse sie vor allem Urteilen über Fragen der Wissenschaft zurückhalten. „Mir wäre es viel lieber, sie verstände die Rechnungen ihres Hausmeisters, als die Streitigkeiten über die Gnade." „Das wackere Weib spinnt, schließt sich in seinen Haushalt ein, schweigt, glaubt und gehorcht; es disputiert nicht gegen die Kirche."

Fénelon leitet die geistige Bildung der Frau, soweit sie nicht für das einfache Verständnis der Glaubenslehren erforderlich ist, einzig aus ihrem praktischen Beruf als Hausfrau und Erzieherin ab. Trotzdem ist der Umkreis von Kenntnissen, den er ihr zugesteht, nicht gering: denn diese nur scheinbar eng begrenzten Pflichten dehnen sich, wie er betont, auf fast alle Gebiete des tätigen Lebens aus. Selbst ein bestimmtes Maß juristischen Wissens hält er für die besitzende Frau für erforderlich. Auf Komödien und Romane ist der Verfasser des Telemach merkwürdig schlecht zu sprechen. Auch die Musik, die wie schon die Alten warnten, leicht verweichliche, will er auf das Erbauliche eingeschränkt sehen.

Der Mode wirft er den Widerspruch vor, daß sie angeblich das Vollkommene sucht und doch immer wechselt. Aber Fénelon ist kein zeternder Verächter der Schönheit. Er weist die jungen Mädchen auf die edle „Einfalt" hin, die uns in griechischen und römischen Skulpturen entgegentritt; er rühmt den angenehmen und schönen Eindruck der nachlässig im Nacken zusammengeschlungenen Haare und der in langen Falten herabwallenden Gewänder. Er hätte seinen Rat wohl ärgerlich zurückgenommen, wenn er die allzu weltlich entblößten Römerinnen und Griechinnen der Republik und des Empire hätte sehen können, deren unbewußter Prophet er war. Besonders tadelnswert findet er es, wenn die Regeln mißachtet werden, die jedem Stand seine bestimmte Tracht vorschreiben. „Gibt es einmal keine Regel mehr für Geräte und Kleider, dann gibt es auch keine wirksame Regel mehr für die Stände." Die Geschichte hat ihm recht gegeben.

Was der Schrift Fénelons einen besonderen Reiz gibt, ist die völlig unbefangene Kenntnis der weiblichen Natur, die nichts von der ärgerlichen Verbissenheit des berufsmäßigen Zölibatärs an sich hat. Welch unterhaltsame Liste typisch weiblicher Fehler breitet er mit gutem Humor vor uns aus. Weichlichkeit, Ängstlich-

keit, allzu zärtliche Freundschaften, Eifersüchteleien, übertriebene Höflichkeit, Neigung zu List und Verstellung, das Parteinehmen aus blinder Vorliebe, Ziererei, Leichtgläubigkeit und Schöngeisterei — nichts entgeht seinem scharfen Blick. Da er sich in guter Gesellschaft weiß, in der sich das Moralische von selbst versteht, spricht er von diesen Fehlern nicht mit erhobenem Finger wie von düsteren Kapitalsünden, sondern wie von kleinen Schönheitsfehlern, die man ohne großes Aufheben wegzulöschen hat. Man hört aus seinen Ermahnungen den Aristokraten, dem es in Fleisch und Blut sitzt, daß es mit der bloßen Tugendhaftigkeit nicht getan ist, sondern daß alle Vortrefflichkeit gleichsam verloren geht, wenn sie sich nicht in guten und gefälligen Manieren, in einer umgänglichen und beherrschten Lebensart darstellt. Er vergißt nicht einzuschärfen, wie kleinlich und unfein es ist, wegen einer schlecht gewürzten Suppe, eines schlecht gefältelten Vorhangs, eines zu hohen oder zu niederen Stuhls zu zanken.

Der Erzieher Fénelon belauscht die Natur mit der Unbefangenheit eines Dichters. Aber er ist weit entfernt, wie die Aufklärung es später tat, dieser Natur selbst nun neue Ziele der Erziehung entnehmen zu wollen. Die

Unterordnung der Frau unter den Mann und beider unter die Kirche, die überlieferte Abstufung der Stände sind ihm unumstößliche Ordnungen. Es ist nun freilich nicht abzusehen, wie die nur durch schöne und lustvolle Eindrücke behutsam gegängelte Natur jener Ertötung für die Welt entgegenwachsen sollte, an der Fénelon festhält. Hinter den Widersprüchen der Theorie steht jedoch die lebensvolle Einheit seiner Persönlichkeit, die beides und beides mit gleicher Überzeugung war: ein Vorläufer Rousseaus und ein katholischer Theologe des 17. Jahrhunderts.

* * *

Fénelon bekam Gelegenheit an einem weithin sichtbaren Beispiel seine Erziehungsgrundsätze in die Wirklichkeit umzusetzen und dieses Beispiel zeigt, daß die Eigentümlichkeiten von Lehrer und Schüler ein weit größeres Gewicht in der Erziehung haben, als die schönsten Lehrbücher. 1689 wurde der Herzog von Beauvilliers zum Gouverneur, Fénelon zum Erzieher der Enkel des Königs, der Herzöge von Burgund, von Anjou und von Berri ernannt. Ludwig XIV., der selbst eine jämmerliche Erziehung genossen hatte, und sich dieses Mangels wohl bewußt war, wollte seinen Nachfahren

ein günstigeres Los bereiten. Die Erfahrungen, die er mit Monseigneur, seinem Sohn, dem „großen Dauphin", gemacht hatte, waren freilich nicht ermutigend gewesen. Selbst Bossuets geniale Geisteskräfte hatten diesen gleichgültigen, trägen, sinnlich beschränkten, ja gemeinen Menschen nicht im mindesten zu heben vermocht.

Auch Fénelon sah sich vor keine leichte Aufgabe gestellt. Der Herzog von Burgund, der ihm von seinem 7. bis 13. Jahre anvertraut war, dessen Erziehung er aber auch späterhin noch von Cambrai aus leitete, war ein jähzorniger, hitziger Knabe, eigensinnig, genußsüchtig und launisch. Wenn Saint-Simons Charakteristik zuträfe, wäre er eine wahrhaft dämonische Natur gewesen. Er nennt ihn — wohl stark übertreibend — geradezu entsetzlich, betont seine Härte, seinen Hang zur Grausamkeit und zu ungutmütigem Spott; seine Wut, die sich selbst gegen leblose Gegenstände richtete, sei so maßlos gewesen, daß man habe fürchten müssen, sie zerreiße seinen Körper. Dazu kam ein Hochmut, der bis zur Verachtung seiner Mitmenschen, ja seiner eigenen Brüder ging. Seinen Erzieher erbaute er gelegentlich durch die gnädige Mitteilung: „Ich lasse den Herzog von Burgund vor der Türe und bin für Sie nur der kleine Ludwig."

Fénelon stellte den ganzen Reichtum seines Geistes in den Dienst der Erziehung des Herzogs. Er war erfüllt von dem Ziel, Frankreich einen König nach seinem Herzen heranzubilden, die Größe der Nation durch diesen Knaben erstehen zu lassen, der Welt einen zweiten heiligen Ludwig zu schenken. Fénelon hätte kein Mensch sein müssen, wenn er nicht auch sich selbst, den Schöpfer dieses Völkerglücks, als Berater seines königlichen Schülers in seinen Zukunftsträumen miterblickt hätte.

Wenn es vor allem galt, den launischen Trotz des Zöglings zu brechen, so hat Fénelon diesen Zweck nur allzu vollständig erreicht. Der erwachsene Herzog ist nicht wieder zu erkennen; er ist ein stiller, in sich gekehrter, beinahe linkischer Mensch geworden, von einer grübelnden, an sich selbst zweifelnden Frömmigkeit — mehr ein junger Mönch, als ein Soldat oder ein Staatsmann.

Vielleicht hat Fénelon die Begeisterungsfähigkeit des Knaben mißbraucht, seinen Geist mit Idealen übernährt und ihm die Verantwortung seines künftigen Berufs zu schwer auf die jungen Schultern gelegt. Ludwig XIV. hatte recht, wenn ihm die übergroße Weisheit und Frömmigkeit seines Enkels — auch abgesehen davon, daß er seine eigene weniger

musterhafte Jugend nicht gerne so handgreiflich überboten sah — allzu frühreif erschien. Fénelon mag dieses frühreife Wesen, ohne es zu wissen, durch seine allzu eindringliche Gegenwart genährt haben. Er wurde und blieb der Abgott des jungen Herzogs, der sich nie von ihm innerlich losgelöst hat. Eine ungesunde Überspannung der religiösen Phantasie spricht aus einer bezeichnenden kleinen Geschichte, die Fénelon selbst erzählt. Als der Knabe trotzig aufgelegt eines Tages sich weigert, einen begangenen Ungehorsam zu gestehen, dringt Fénelon in ihn, ihm die Wahrheit im Angesichte Gottes zu sagen, bis das Kind von der Vorstellung der göttlichen Gegenwart bezwungen endlich knirschend und wütend seine Schuld gesteht.

Wir dürfen zwar annehmen, daß die Heftigkeit des Herzogs weniger überschäumende Kraft, als eine reizbare Schwäche war, die sich bei zunehmendem Alter durch eine Art Naturgesetzlichkeit in ein zauderndes und unsicheres Wesen umsetzte. Trotzdem bleibt der Vorwurf an Fénelon haften, daß er die Willensbildung des Herzogs vernachlässigt hat. Er suchte diesen Fehler gut zu machen, als es zu spät war.

Sicher hat er die Unbefangenheit seines Zöglings zerstört, indem er ihn unaufhörlich zur

Betrachtung seiner selbst anleitete. Seinen Grundsätzen getreu unterhielt Fénelon die Phantasie des Knaben, um ihn moralisch zu beeinflussen. Die Bücher, die er für ihn schrieb, waren voll von guten und schlechten Beispielen, die er alle auf sich selbst beziehen mußte. Er erzählt ihm Fabeln mit anmutiger Leichtigkeit; aber jede enthält unter der ergötzlichen Hülle einen kleinen Dorn, der sich in das Gewissen des Kindes drückt; manche entstanden geradezu als poetische Zurechtweisungen für einen vor kurzem begangenen Fehler. Die Geschichte führte er ihm in der anschaulichen Form der damals beliebten „Totengespräche" vor; es sind kurze Zwiegespräche, in denen geschichtliche Persönlichkeiten von den sagenhaften Gestalten des Altertums bis herauf zu den großen Männern der Neuzeit den Kern ihres Wesens vorwiegend kritisch gegeneinander entwickeln. Alle diese Kaiser, Könige, Päpste, Kardinäle, Generale und Gelehrte sind nicht viel mehr als Hülsen, in denen die moralische Ermahnung steckt. Endlich führt Fénelon dem jungen Herzog in seinem „Telemach" ein griechisch eingekleidetes, idealisiertes Bildnis seines Wesens vor, das Muster eines Fürstensohnes. Es wirkt unendlich liebenswürdig durch Tapferkeit, Offenheit und Geradsinn, Eigenschaften, an denen

(auch nach anderen Zeugnissen) der junge Herzog trotz Saint-Simons Zerrbild doch offenbar teil hatte. Der rasche Wechsel von Stolz und Bescheidenheit, Mut und Verzagtheit, Überstürzung und Reue zeigt uns die unausgeglichene, von ihren Impulsen abhängige Natur des Herzogs.

Die Jugendlichkeit des Telemachromans ist unverwüstlich. Er ist erfüllt von einem rasch aufflammenden Optimismus, der sich leicht über die Wirklichkeit wegschwingt, an Glück und Tugend glaubt. «O heureux les hommes, à qui la vertu se montre dans toute sa beauté! peut-on la voir sans l'aimer sans être heureux!» Wer möchte nicht weise sein, wenn er von der süßen Freude hört, welche die Weisheit in die Herzen gießt, „sie hat etwas seliges und himmlisches an sich; sie ist rein und voll Ebenmaß; nichts kann sie erschöpfen; je tiefer du in sie eintauchst, um so süßer wird sie; sie entzückt die Seele, ohne sie zu verwirren."

Fénelon hat die Welt Homers mit einer zarten, aber etwas einförmigen lyrischen Stimmung umkleidet, in der ihre festen Umrisse wie in duftigen, durchsonnten Morgennebeln verschwimmen. Es ist, als hätte er die herbe Ursprünglichkeit der griechischen Skulpturen in den glatten Schimmer eines Elfenbeinreliefs übertragen. Es ist wahr, die Schön-

heit des „Telemach“ ist allzu schmelzend, allzu bewußt und schönheitsselig; „süß“ ist Fénelons Lieblingswort; die Götter des Olymp schweben auf vergoldeten Wolken herab, und die Erde ist voll von Flötentönen und Wohlgerüchen. Und doch erliegen wir gern dem anmutigen Erzähler, dessen Träume leicht und in raschem Schwung an uns vorübergaukeln.

Der unsäglich reizbare Sinn für Schönheit, das feine psychologische Verständnis für die Regungen der Liebe, das sich im „Telemach“ verrät, entsetzte die strenge Frau von Maintenon. Bossuet fand das Buch eines christlichen Priesters unwürdig. Als es in der Abschrift eines ungetreuen Schreibers gegen Fénelons Willen in die Öffentlichkeit drang, hatte er sich die königliche Gnade schon durch den theologischen Streit um den Quietismus verscherzt. Der liebenswürdige „Telemach“ verschärfte die Spannung, da man — und gewiß mit Recht — vermutete, daß die Tyrannen, von denen der Roman erzählt, den Enkel von den Lastern seines königlichen Großvaters zurückschrecken sollten.

* * *

Es ist eine der seltsamsten Begebnisse der Geistesgeschichte, daß Fénelon, dieser gegen

das Urteil der Welt so empfindliche, von der höfischen Kultur seiner Zeit durchtränkte Mann über eine wandernde Prophetin straucheln sollte, eine Frau, die durch überstiegene Geschmacklosigkeiten sich das Gespötte und die Verachtung der Gebildeten zuzog.

Madame Guyon, die 1648 geboren war, hatte schon früh eine ungewöhnliche Erregbarkeit gezeigt. Noch halb ein Kind, lebte sie in den Schriften der Mystiker. Auch erotisch früh entwickelt, hatte sie schon eine unglückliche Leidenschaft verwunden, als sie mit 16 Jahren dem viel älteren Herrn von Guyon angetraut wurde. Die Enttäuschungen dieser Ehe entfachten das mystische Feuer von neuem in ihrem Herzen. Der Tod ihres Vaters und einer Tochter erschütterten sie so, daß sie, obwohl ihr kränkelnder Gatte noch lebte, eine mystische Ehe mit dem Kinde Jesu einging, 28jährig wurde sie Witwe.

Nun warf sie sich mit neuer Inbrunst in den Abgrund des göttlichen Geheimnisses, das vor ihr zurückzuweichen schien. Sie erlebte Zustände trostlosester Verzweiflung, völligster Vernichtung, wie sie nach den Zeugnissen vieler Mystiker das Fegfeuer der erwählten Seelen sind. Dann mit einem Schlage, am Magdalenentag, am 22. Juli 1680 kam das

Licht der himmlischen Liebe über sie — just zur selben Stunde, als ihr geistlicher Freund, der Pater Lacombe die Messe für sie las und eine innere Stimme vernahm: «Vous demeurerez dans un même lieu.»

Nun begann Frau Guyon ein unstätes Wanderleben, geführt von willkürlichen Eingebungen, oft aber auch von den geistlichen Befehlen des Pater Lacombe. Sie glaubte berufen zu sein, als Prophetin der „reinen Liebe" die Welt zu erneuern. Dieser sektenbildende Geist, von dem die kirchlichen Oberen mit gutem Grunde Verwirrung und Uneinigkeit in den Gemeinden fürchteten, zog ihr mancherlei Verfolgungen zu; der Bischof von Genf war der erste, der sie aus seiner Diözese verwies. Sie selbst, die von der Reinheit ihrer Absichten ehrlich überzeugt war, sah mit überreizter Phantasie eine Verschwörung böswilliger Widersacher am Werke, deren geheimste Triebfeder sie nirgends anders als in der Tiefe der Hölle vermutete.

Die Erlebnisse der Frau Guyon waren denen des spanischen Priesters Molinos verwandt, den anfänglich selbst Papst und Kardinäle wie einen Heiligen verehrten, der jedoch auf Betreiben Ludwigs XIV. durch eine Bulle vom Jahre 1687 verdammt und bis an sein Lebens-

ende eingekerkert wurde. Man nannte seine Lehre Quietismus, denn eine gleichsam nach Innen lauschende Stille, „ein mystisches Schweigen der Worte, der Wünsche und der Gedanken“ sollte die Seele bereit machen, die göttliche Stimme in sich zu vernehmen. Der Mensch muß sein irdisches Selbst völlig verlieren, damit die göttliche Wesenheit rauschend in unerschöpflicher Fülle in ihn einströmen kann. Die kirchlich bedenklichen Folgen, die solche Anschauungen haben können, machten sich bei den Anhängern Molinos bemerkbar. Sie pochten auf ihren erleuchteten Zustand und lehnten die Gnadenmittel der Kirche wie einen überflüssigen Umweg ab. Einigen von ihnen warf man noch Schlimmeres vor: daß sie nämlich, angeblich völlig in ihrem unsterblichen Teile lebend, dem verachteten Leib jede Unregelmäßigkeit und Verirrung nachsichtig gestattet hätten. Auch Frau Guyon mahnte — freilich ohne je dadurch in grobe Verfehlungen zu verfallen —, daß man die Versuchungen als von Gott kommend nicht willkürlich bekämpfen, sondern mit Demut hinnehmen müsse.

Sie fühlt sich als willenloses Werkzeug, ja als Verkörperung der göttlichen Gnade. Mit Prophetenton verkündet sie: «Notre Seigneur

m'a fait parler le jour et écrire la nuit.» Sie will an ihren Schriften keinen andern Anteil haben, als die Bewegung der Hand. Sie schreibt nach langen Unterbrechungen da fort, wo sie aufgehört hat, ohne daß sie nötig hätte, das schon Geschriebene wiederzulesen. Ja sie gesteht, daß sie oft ihre eigenen Gedanken nachträglich nicht mehr verstehe. Was aber ihrem Zustand ein besonderes Gepräge gibt, ist, daß sie das göttliche Sein nicht nur in sich selbst aufzufangen, sondern von Göttlichkeit gleichsam überströmend, an gläubige Freunde weiterzuleiten vermag. Das Bild der Kaskade, die ihre Wasser unaufhörlich von einem Becken ins andere ergießt, kehrt häufig in ihren Schriften wieder. Sie empfand die drängende göttliche Fülle als körperlichen Schmerz und fühlte sich erleichtert, wenn gläubige Seelen sich mit ihr in der «Communication en silence» verbanden. Sie mußten sich neben das Lager setzen, auf dem die verzückte Prophetin reglos lag.

Frau Guyon verstand, wo immer sie auftauchte, rasch eine Gemeinde von Verehrern um sich zu versammeln. In Paris gewann sie unter anderen die Herzoginnen von Beauvilliers und Chevreuse für sich. Auch bei Frau von Maintenon wurde sie eingeführt; diese fühlte sich so von ihr angezogen, daß sie die

fromme Frau beauftragte, in Saint-Cyr Erbauungsstunden abzuhalten und die jungen Damen der Anstalt in die Feinheiten der „reinen Gottesliebe" einzuführen. Als Frau von Maintenon später von einem besorgten geistlichen Freund auf die Bedenklichkeit eines Buches der Frau Guyon hingewiesen wurde, zog sie es lachend aus der Tasche und gestand, daß sie es seit zwei Jahren immer bei sich trage. Es wäre ein merkwürdiger Zufall gewesen, wenn nicht auch Fénelon in diesem Kreise mit Frau Guyon zusammengetroffen wäre.

Der Versuch einer Annäherung ging von Frau Guyon aus. Mit einer aufdringlichen Demut versucht sie gleichsam im göttlichen Auftrag von Fénelon Besitz zu nehmen. Mit jener unvermittelten und beinahe schamlosen Enthüllung des innersten Lebens, wie sie bei Personen ihres Schlags sich häufig findet, schreibt sie ihm, daß sie in schlaflosen Nächten bei Gott um ihn ringe, daß sie sich mystisch mit ihm verbunden fühle, daß sich ihr Herz mühelos in das seine ergieße. Man versteht es wohl, wenn Fénelon, wie sich Frau Guyon beschwert, «quelque opposition» gegen die Eingehung dieses mystischen Bundes verspürte.

Wir sehen Fénelon schwanken. Im Grunde war Frau Guyon seinem natürlichen Emp-

finden zuwider. Aber eine von Neugier nicht ganz freie Wißbegier, der sicher auch ein gut Teil religiöse Sehnsucht beigemischt war, lockt ihn, sich dem Geheimnis zu nähern. Von jeher hatte ihn die Lektüre der Mystiker angezogen. Die Versuchung war zu groß, dieses psychologische Rätsel einmal gleichsam am lebenden Objekte zu studieren. Als vorsichtigen Theologen und Mann von Welt verläßt ihn dabei keinen Augenblick das Gefühl, daß er sich einem etwas gewagten und dunklen Abenteuer hingibt. Er schärft deshalb Frau Guyon immer wieder ein, das Geheimnis streng zu wahren und seine Briefe an sie versiegelt dem Herzog von Chevreuse zurückzugeben. Seine Neugier hat kein ganz gutes Gewissen.

Fénelon war kein Mystiker. Er lernte Frau Guyon 1688 kennen. Die Art der Frömmigkeit, die seiner Natur gemäß war, spricht sich zwanglos in dem 1687 erschienenen Buch über Mädchenerziehung aus. Sie war vielleicht etwas zart, aber durchaus natürlich und ohne dunkle Geheimnisse. Fénelon ordnet die äußeren Formen des Kultus dem inneren Erleben der Gottesnähe durchaus unter.

Immer wieder schärft er ein, daß es sich darum handle, oft in sein Inneres einzukehren, um Gott darin zu finden, weil sein Reich in

uns ist. Gewiß ist diese Frömmigkeit durch ihren vorherrschenden Gefühlscharakter der Mystik nahe verwandt. Aber die Art der Stimmung unterscheidet die Frömmigkeit Fénelons von den gewaltsamen Erschütterungen, von den dunklen, blitzartig durchleuchteten Verzückungen der Frau Guyon. Seine ausgeglichene Natur erlebt die Gegenwart Gottes als ein schlichtes, freundliches Gefühl. Das Gebet, sagt er, gleicht einer harmlosen, vertraulichen und zärtlichen Gesellschaft oder vielmehr es ist diese Gesellschaft selbst. Er ermahnt vertrauensvoll mit Gott zu reden, wie man frei und zwanglos mit jemandem spricht, den man liebt und dessen herzlicher Liebe man versichert ist.

Fénelon hatte Widerstandskraft genug, um seine Art gegen Frau Guyon zu behaupten; er wird nie in den chaotischen Strudel ihrer Gefühle hineingerissen. Kein größerer Unterschied, als die aufgeregten, sich oft wiederholenden, von dunklen Bildern durchsetzten Briefe dieser übrigens keineswegs unbegabten Frau und der klare, knapp und schön geformte Stil Fénelons, der seine Erlebnisse mit der Deutlichkeit des wissenschaftlichen Psychologen umreißt. Fénelon wird kein Mystiker. Aber er glaubt an die Mystik der Frau Guyon. Und

zwar mit umso größerer Innigkeit, je mehr sich sein Geschmack, seine weltliche Eitelkeit, sein gesunder Menschenverstand an den Absonderlichkeiten der Prophetin stößt. Sein Widerstreben empfindet er als Versuchung, die es zu überwinden gilt.

Er überläßt sich der Führung der Prophetin und durchforscht mit immer ehrlichem und scharfem Blick sein Inneres nach Anzeichen, welche die Geburt eines neuen Menschen, den Durchbruch zu einer höheren Glaubensstufe ankünden könnten. Zuweilen zeigt er selbst eine Art Eifersucht, Frau Guyon könnte ihm tiefere Enthüllungen mit zu großer Vorsicht vorenthalten. Ist Fénelon so als Neuling Frau Guyon grenzenlos ergeben, so hört er doch nicht auf, als Theologe sie selbst und ihre Aussagen zum Gegenstand wissenschaftlichen Denkens zu machen. Er bemüht sich, ihre Aussagen von allen verworrenen und anfechtbaren Bestandteilen zu reinigen, sie zu einem mit den Lehren der Kirche übereinstimmenden System auszubauen.

* * *

Der Streit um die Lehre der Frau Guyon, der zwischen Fénelon und Bossuet entbrannte,

ist ewig denkwürdig durch die beiden ungewöhnlichen Köpfe, die sich gegenüberstanden. Fast weibliche Reizbarkeit und männlich klare Objektivität, der schmiegsamste und der wuchtigste Geist des Jahrhunderts wandten alle Kraft daran, obzusiegen und überschütteten sich gegenseitig mit einer Flut von Büchern und Denkschriften.

Wir dürfen nicht zweifeln, daß Bossuet aus ehrlichem Eifer für die Reinheit der Lehre in den Kampf eintrat. Daß er Fénelon wenigstens anfänglich wohlwollte, zeigt die Tatsache, daß er die heikle Angelegenheit zunächst voll Rücksicht geheim hielt. Fénelon wurde, als der Streit schon anhängig war, 1795 zum Erzbischof von Cambrai ernannt. Ein Wort Bossuets beim König hätte genügt, dies zu verhindern. Bossuet nahm die Weihe Fénelons in Saint-Cyr selber vor; Frau von Maintenon und die königlichen Kinder wohnten der Feier bei.

Fénelons Haltung war schon deshalb ungemein verwickelt, weil er zwar Frau Guyon verteidigte, aber doch manches von ihren Lehren preisgab. Woran er festhielt, das war der Sinn, den er selbst ihren Äußerungen untergelegt hatte. Er hielt sich an Frau Guyons „eigentliche Meinung", worin doch schon das

Zugeständnis lag, daß ihre wörtlich verstandenen Aussagen manches Unrichtige enthielten.

Aus dieser Schwäche seines Standpunktes erklärt sich seine ängstliche und mißtrauische Empfindlichkeit. Überdies handelte es sich um sein Ansehen als Theologe und um seine Stellung bei Hofe. Denn er hatte, wenigstens in engeren Kreisen, mit seiner Bewunderung für Frau Guyon nicht zurückgehalten. Er konnte sie nicht mehr abschütteln.

Die Geschicklichkeit, mit der Fénelon auswich und seine Überzeugung in immer neue begriffliche Formeln goß, mußte Bossuet als zweideutig und schillernd erscheinen. Dieser Gegner, der sich nirgends fassen ließ, quälte Bossuets nach Klarheit strebenden Verstand. Auch Bossuet verlor seine Ruhe und holte endlich zu dem fürchterlichen Schlag der «Rélation sur le Quiétisme» aus. In diesem Buch spielt er den Kampf rücksichtslos ins Persönliche hinüber und setzt alle Lächerlichkeiten der Frau Guyon ins grellste Licht. Besonders belustigte man sich über die seltsame Begebenheit, daß sie einmal von Göttlichkeit ganz buchstäblich platzend ihre Schnürbrust zerriß und sich von einer herzoglichen Dame aufschnüren lassen mußte.

Fénelon, der am 1. August 1697 vom König den Befehl erhalten hatte, seine Diözese nicht

mehr zu verlassen, beschloß, seine Sache dem Papste zur Entscheidung vorzulegen. Und nun begann in Rom ein verwirrendes Intriguenspiel. Die Sache lag nicht einfach: war Ludwig XIV. gegen Fénelon, so war man doch nicht sicher, ob nicht eines Tages der Herzog von Burgund für ihn sei. Zudem war Bossuet gallikanisch, Fénelon ultramontan gesinnt. Auch von den Jesuiten und dem königlichen Gesandten wurde Fénelon unterstützt. Seine Sache führte in Rom der gute Abbé Chanterac, der sich, ohne die Lage immer zu übersehen, wie eine Schachfigur durch die Briefe seines Herrn hin- und herschieben ließ. Bossuet wurde durch seinen Neffen, den Abbé Bossuet vertreten, einen ziemlich skrupellosen Lebemann, der an den Händeln als Händeln eine Art sachliches Vergnügen hatte. Kein Kniff blieb ungenützt; bis zu Briefen, die in Pomadedosen versteckt waren, vergriff sich der Streit um die „reine Liebe". Der Papst, ein ruhebedürftiger, nicht eben scharfsinniger Greis, wurde durch die Stimmengleichheit des Kollegiums in größte Verlegenheit versetzt. „Fünf hier, fünf da", murmelte er unaufhörlich vor sich hin, „was soll ich machen!" Nach 85 langwierigen Sitzungen wurde Fénelons Sache verdammt. Als gehorsamer Sohn der Kirche ließ er das Breve

des Papstes in allen Kirchen seiner Diözese verlesen.

* * *

Fénelon hatte seine Ernennung zum Erzbischof von Cambrai mit geteilten Gefühlen entgegengenommen. Zwar war der Schritt vom Abbé zum Erzbischof nicht klein und niemand bekleidete die Würde eines Fürsten des Heiligen Römischen Reichs mit größerem Anstand als er. Auch war es eine Wohltat für seine großzügige Natur, endlich aus kleinlichen Verhältnissen herauszukommen; die Güter und Lehen des Stuhles von Cambrai brachten jährlich 200000 Livres.

Aber Cambrai war nicht Paris und nicht Versailles. Dieser Gedanke erfüllte ihn beinahe mit Schwermut. Beweglich klagt er: »J'ai passé une jeunesse douce, libre, pleine d'études agréables et de commerce avec des amis délicieux. J'entre dans un état de servitude perpétuelle en terre étrangère.«

Solange die Fieber und Leidenschaften des Quietismusstreites ihn noch bewegten, solange er noch hoffen konnte, durch gelegentliche Reisen an den Hof, sich Anregung zu verschaffen, war die Stille Cambrais zu ertragen. Als ihn jedoch die königliche Ungnade förmlich in

seinen Sprengel bannte, als ihre Schatten auch Gäste und Reisende fernhielten, mag Fénelon doch schwer unter der Einförmigkeit seines Lebens gelitten haben. Die ernste gothische Kathedrale vor seinen Fenstern, die seinem klassizistischen Geschmack wohl barbarisch genug erschien, und die sich so wuchtig in den Hof seines Palastes hereindrängte, mag ihm wie ein düsteres Sinnbild seiner Verbannung auf dem Gemüt gelastet haben. Bitter scherzt er über die Belgier als „extremi hominum".

Sein empfänglicher Sinn verschloß sich nicht für das, was die Zurückgezogenheit ihm bot. Die liebliche Landschaft genoß er mit bewußtem Entzücken. Der kleine Garten hinter dem Palast, an dem die Schelde vorüberfloß, ein quadratisches Parterre, umgeben von einem verschnittenen Baumgang, bot eine bescheidene Freude. Fénelon lebte in seinen geliebten Griechen. So mag er Cambrai nicht selten als Idyll empfunden haben: «quand je m'examine, je crois rêver, je me vois comme une image dans un songe.»

Aber dieser für feine Stimmungen so empfängliche Mann besaß zugleich einen unerschöpflichen Tatendrang, dem keine Wirkungsmöglichkeit entging. Seine Herrschaft begann im Hause selbst. Er verstand es vortrefflich, den

„kleinen Staat" der Dienstboten, „der in der Regel sehr unruhig ist, in christlichem Sinn zu ordnen." Er war selbst über alle Einzelheiten des Haushalts unterrichtet und scheute sich nicht, sein verständiges Urteil etwa über die Behandlung des Parkettbodens oder über die beste Art von Möbelstoffen abzugeben. Der gelehrte Kirchenfürst war eine praktische Natur. Zweimal im Jahre wurde eine Hausordnung verlesen, deren Befolgung er unnachsichtlich verlangte. Dafür gab er sich aber Mühe, auf die Denkweise seiner Untergebenen Rücksicht zu nehmen; er sieht es z. B. vollkommen ein, daß den kranken Koch die Wahl eines richtigen Stellvertreters in seinem Künstlerstolz tötlich verletzen müßte.

Mit eingehender Sorgfalt wacht er über der Erziehung seiner zahlreichen Neffen, von denen er immer ein kleines Rudel im Hause hat. Die „kleinen Peripatetiker" oder die «pas vénérables marmots», wie er sie zu nennen liebte, verbrachten in den weitläufigen Baulichkeiten, wo es an Ställen, Pferden, Karossen und Sänften nicht fehlte, eine sonnige Kindheit. In seiner Freude am Erziehen richtete Fénelon ein Priesterseminar ein, in dem er selbst gelegentlich unterrichtete; er liebte es besonders, sich die Zweifel und Be-

denken der angehenden Priester vortragen zu lassen.

Mit Eifer und Sachkenntnis wachte er über dem leiblichen und geistlichen Wohl des Erzbistums. Die wirtschaftliche Verwaltung war so vorzüglich, daß Fénelon beträchtliche Überschüsse an den Staat als Beitrag zu den Kriegskosten abgeben konnte, wobei man sich des Eindrucks doch nicht erwehren kann, daß er etwas geflissentlich feurige Kohlen auf dem Haupt Ludwigs XIV. sammelte. Der von Jugend an körperlich schwächliche, eine streng geregelte Lebensweise führende Mann unterzog sich gewissenhaft den Mühseligkeiten des Reisens, um persönlich auf die ihm Anvertrauten zu wirken. Er ermahnt einmal, daß man mit derberen Leuten auch derb sein müsse. Das war seine Taktik gegen die Flamländer, die ihn als ersten französischen Erzbischof nicht ohne Mißtrauen hatten ankommen sehen. Nachsichtig nimmt er in Valenciennes an der frommderben Marienprozession teil, die mit einem biederen Trunk unter einem Zelt im Freien endet. Er erzählt belustigt, wie selbst die Äbte in Mitra, Chorrock und goldgestickten Handschuhen den Humpen heben, und wie auf dem Heimweg allerlei Vermummte als gehörnte, zottige Teufel oder als Michael mit dem feuer-

speienden Drachen die Gemeinde erbaulich ergötzen.

Nicht minder treulich stand er dem Volk in seinen Nöten bei. Es ist nicht unmöglich, daß Fénelons Natur zuweilen die Versuchung einer selbstsüchtigen Empfindlichkeit abzuwehren hatte, die sich die Qual des Mitleids ersparen will. Keine geringe Überwindung mag es den von den sinnlichen Eindrücken seiner Umgebung so abhängigen Mann gekostet haben, dem unsäglichen Jammer des Kriegs die Türen seines Palastes zu öffnen. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er es tat. Er, der sonst so klug hauszuhalten verstand, gab mit vollen Händen, wenn die Stunde es gebot.

* * *

Nie hat sich Fénelons Geist auf den Umkreis seines Erzbistums eingeschränkt. Ein reger Briefwechsel stellt ihn mitten in die Welt. Er ist einer der größten Meister des Briefs. Die ungesuchte Natürlichkeit des Ausdrucks stand ihm zu Gebote, welche das geschriebene Wort dem gesprochenen annähert. Und doch hebt eine feine Formung selbst seine harmlosesten Mitteilungen über jede Plattheit hinaus. Er besaß die Kunst des Dichters aus einem Nichts ein Etwas zu machen: «Il y a sous ma

fenêtre cinq ou six lapins blancs qui feraient de belles fourrures; mais ce serait dommage; car ils sont fort jolis, et mangent comme des prélats. Je vois aussi deux petits coqs, l'un noir, et l'autre couleur d'aurore. Ils sont comme la France et l'Empire....»

Briefe waren es, die ihn mit dem Traum seines Lebens verbanden, mit all den ehrgeizigen, patriotischen und christlichen Hoffnungen, die der Herzog von Burgund verwirklichen sollte. Die Herrn von Beauvilliers und Chevreuse waren mit genauer Not aus dem Quietismusstreite heil hervorgegangen. Zwar hatten die Höflinge, Ungnade witternd, sich von ihnen zurückgezogen, und bei einer Reise des Hofes mußten die Damen Beauvilliers und Chevreuse, die gewohnt waren, ihren Wagenschlag von Reitern umdrängt zu sehen, sich zu ihrer Bestürzung mit dem freien Blick in die Landschaft begnügen. Da der König jedoch gnädig blieb, lenkte man ein. Die beiden Herzöge blieben nach wie vor die Vermittler zwischen Fénelon und dem Enkel des Königs, die Verwalter und Vollstrecker seiner politischen Pläne. Noch zweimal (1702 und 1708) sollte Fénelon seinen einstigen Zögling sehen. Beidemal führten ihn die kriegerischen Ereignisse nach Cambrai. Aber da der miß-

trauische König nur eine kurze Begegnung in der Post, wo man die Pferde wechselte, gestatten wollte und überdies die Gegenwart von Zeugen anbefahl, so erlebten Lehrer und Schüler nur peinliche Augenblicke äußerlicher Gegenwart. Um so treuer folgt Fénelon dem Leben des Herzogs mit klugem Rat. Immer noch liebt er eine durchsichtige Verkleidung seiner Ermahnungen; er versteckt sich etwa hinter die öffentliche Meinung; ein andermal lobt er an einem englischen Prinzen ausgerechnet alle Vorzüge, die dem Herzog fehlen. Die Hoffnung freilich wieder an den Hof zu kommen, schwand in Fénelon mehr und mehr; denn der Vater des Herzogs, der gegen den eigenen Sohn eine häßliche Eifersucht an den Tag legte, haßte Fénelon nicht weniger als Ludwig XIV. selbst.

Da geschah das Unerwartete; 1711 starb der Dauphin: Fénelons Zögling ist der Thronerbe. Die kleine fromme Partei triumphiert. Noch einmal flammt alles auf, was an Tatendrang und Ehrgeiz in dem Erzbischof lebendig war. Er verdoppelt seine Ermahnungen und Ratschläge. Er rüstet sich fieberhaft, als Mentor seines Telemach von Frankreich Besitz zu nehmen. Er kam mit dem Herzog von Chevreuse in Chaulnes zusammen, um den

Grundriß einer neuen Staatsordnung zu entwerfen. Die Aufzeichnungen, die sie machten, als «Tables de Chaulnes» bekannt, enthalten einen ins einzelne gehenden Entwurf, wie Staat, Kirche und Volkswirtschaft erneuert und geordnet werden sollten. Selbst die Namen der Männer, die man mit den wichtigsten Ämtern betrauen wollte, sind vermerkt.

Eine ganze Welt brach in Fénelon zusammen, als im Februar 1712 auch der 29jährige Dauphin weggerafft wurde. «Tous mes liens sont rompu... rien ne m'attache plus à la terre.» Die Hand des Todes löschte den weltlichen Ehrgeiz aus, den Fénelon selbst, vergeblich ringend, in den Übungen seiner Frömmigkeit hatte ertöten wollen.

Am 7. Januar 1715 folgte er seinem Schüler im Tode nach. Ludwig XIV., dem der sterbende Erzbischof noch Gebete widmete — sie kamen aus seinem christlichen Gewissen, wahrlich nicht aus seinem Herzen — überlebte seinen erbittertsten Kritiker und Hasser noch um vier Monate.

* * *

Wenn wir in der neuen Kathedrale zu Cambrai vor dem Grabmal Fénelons stehen, überrascht uns ein merkwürdiges Spiel der

Geschichte. Die klassizistische Kunst, die mehr als 100 Jahre nach Fénelons Tod sein Bild gemeißelt hat, zeigt denselben zarten Adel, dieselbe maßvolle Empfindsamkeit, wie der Tote, den sie verherrlicht. Mit Ehrfurcht stehen wir vor dem Grab eines Mannes, dem es vergönnt war, Priester, Staatsmann und Künstler zugleich zu sein.

Literatur.

Die lokale Geschichtschreibung Cambrais zeichnet sich durch Umfang nicht durch wissenschaftliche Bedeutung aus. Es wäre unbillig, von den mehr als 60 Bänden der Mémoires de la Société d'Emulation, die von einer städtischen gelehrten Liebhabergesellschaft herausgegeben werden, streng wissenschaftliche Haltung zu verlangen. Leider stehen aber auch die Werke von Bouly und Durieux höchstens stofflich über den Lokalhistorikern des 17. und 18. Jahrhunderts, über Le Carpentier (Leyden 1664) und Dupont (Cambrai 1760 ff.).

Nur die Geschichte des mittelalterlichen Cambrai, die in größere Zusammenhänge hinübergreift, fand methodisch geschulte Bearbeiter. In den Mon. Germ. (S. S. VII, auch XIV und XVI) wurden die frühesten Chroniken der Stadt herausgegeben. C. Robert hat die Münzen der Bischöfe von Cambrai vorzüglich bearbeitet (Numismatique de Cambrai, Paris 1861). Auch um Monstrelet, den Chronisten des ausgehenden Mittelalters, bemühte sich die Wissenschaft. Als wertvoll sind noch zu nennen die verfassungsgeschichtlichen Arbeiten von A. Dieckmeyer (Die Stadt Cambrai, Bielefeld 1890), Reinecke (Geschichte der Stadt Cambrai bis zur Lex Godefredi, Marburg 1896) und H. Dubrulle (Cambrai à la fin du moyen âge, Lille 1904).

Da brauchbare Monographien für die neuere Zeit fehlen, so müssen hier allgemeine Darstellungen in die Lücke springen, für die spanische Zeit Henri Pirenne, Histoire de Belgique (Bruxelles 1899/1913, 4. Bd.), für die französische Zeit L. Legrand, Sénac de Meilhan etc. (Valenciennes 1868).

Die Revolutionszeit in Cambrai behandeln Pastoors Histoire de Cambrai pendant la revolution und A. J. Paris, Histoire de Joseph le Bon (Arras 1864).

Aus der Geschichte des modernen Cambrai hat nur die Entwicklung seiner Zuckerindustrie Anspruch auf allgemeines Interesse; sie wurde von J. Helot verständnisvoll dargestellt (Le sucre de betterave en France, Cambrai 1900 und das illustrierte Album Histoire continuelle du sucre de betterave, Paris 1912).

Manche der genannten Werke bieten auch dem Kunsthistoriker Material; für ihn kommen außerdem noch besonders in Betracht: Die Arbeiten von Bruyelle, so les monuments religieux de Cambrai sowie dessen Topographia, sodann einige bedeutungslose Aufsätze von Dehaisnes. (Histoire de l'art dans la Flandre und Le nord monumental et artistique.) Beachtenswert sind einige Studien, die Dr. Dailliez in den Mémoires de la société d'Emulation veröffentlichte. Diese Gesellschaft ließ auch die Befestigungen Cambrais vor ihrer Schleifung photographisch aufnehmen und gab die Abbildungen in einem Werk heraus.

Während die Geschichte der Stadt Cambrai und ihrer Kunst ein entlegenes Sondergebiet bildet, gehört Fénelon ein vielbehandeltes Kapitel der französischen Geistesgeschichte. Aus der Überfülle der ihm gewidmeten Arbeiten seien hervorgehoben: de Broglie, Fénelon à Cambrai, Paris 1884; Crouslé, Fénelon et Bossuet, Paris 1894, 2 Bde.; Mahrenholz, Fénelon, ein Lebensbild, Leipzig 1896; von Sallwürk, Fénelon und die Literatur der weiblichen Bildung in Frankreich, Langensalza 1876. Fast noch aufschlußreicher als seine Werke sind seine Briefe. Von neuen Ausgaben ist der Briefwechsel mit Frau Guyon besonders wichtig (M. Masson, Fénelon et Madame Guyon, Paris 1907).

Inhalt.

Seite

Cambrai in der Vergangenheit von Franz Schnabel 1

Kunstgeschichtliche Wanderung durch Cambrai von Hermann Burg 77

Fénelon von Hermann Erhard 149

Verzeichnis der Tafeln

Nr.		Seite
1	Ansicht von Cambrai aus der Mitte des 18. Jahrhunderts	80
2	Die Rue des Anglaises (im Hintergrunde Château de Selles)	82
3	Das Tor der Zitadelle	85
4	Das Tor Notre Dame in heutiger Gestalt	86
5	Das Tor Notre Dame in alter Gestalt	87
6	Blick auf die Esplanade	90
7	Alte Fabrik an der Rue St. Géry	99
8	Ein altes Bräuhaus	99
9	Rue des juifs	100
10	Die Rue Fervacques	100
11	Dächer vom Rathaus gesehen	100
12	Der Eingang zur Rue de l'arbre d'or	100
13	Die Rue du marché aux poissons mit der Kürassierkaserne	101
14	Die Rue des Bellottes	102
15	Der Marktplatz im September 1916 nach dem Bilde des Kriegsmalers Hans von Hayek	102
16	Marktplatz mit Rathaus	103
17	Karnevalstreiben auf dem großen Markt im Jahre 1765 nach dem Bilde von Saint-Aubert	103
18	Der Turm St. Martin	105
19	Rue de Noyon mit dem Martinsturm	106
20	Das „Spanische Haus"	106
21	Die Kathedrale (Seitenansicht)	107
22	Die Kirche St. Sépulcre (Neue Kathedrale)	108
23	Das Grabmal Fénelons von David d'Angers	109
24	Die Sakristei der Kirche St. Sépulcre	111
25	Das Hotel der Marquis von Simencourt	112

Nr.		Seite
26	Garten mit Blick auf den Turm St. Martin	113
27	Die Beguinagen St. Vaast und St. Nicolas	113
28	Der heilige Sebastian von Gaspard Marsy	116
29	Die heilige Agnes	117
30	Jean de Bove und die Gerechtigkeit	118
31	Büste Fénelons von Lemoyne	120
32	Die Rue St. Fiacre	121
33	Am Place Thiers	126
34	Hospital St. Julien (jetzt Konzertsaal)	127
35	Lettner, ehemals im Krankensaal des Hospitals St. Julien	128
36	Die Kirche der Recollets	128
37	Altes Tor im Kasernenviertel	133
38	Die Manutention	135
39	Grabmal des Erzbischofs van der Burch	137
40	Die Kirche St. Géry von der Rue St. Vaast gesehen	140
41	Die Kirche St. Géry	140
42	Kirche St. Géry (Seitenwand mit angebauten Häuschen)	141
43	Blick in das Querschiff der Kirche St. Géry	142
44	Der Chor der Kirche St. Géry	142
45	Geschnitzte Täfelung aus der Kirche St. Géry	142
46	Sängerkanzel in der Kirche St. Géry	144
47	Tor des Ehrenhofes der früheren bischöflichen Residenz	148

Die photographischen Aufnahmen dieser Bilder sind vom Flieger Otto Hagemann hergestellt worden, der Entwurf für den Einband stammt von Fr. Peffer bei einem Minenwerferbataillon.

Der Schützengraben, Feldzeitung. Vom Anfang bis zum Schluß des Erscheinens 1915—1917 vollständig. Mit literarischen Beiträgen, Skizzen und Zeichnungen. Jede der 58 Nummern trägt einen besonderen Titelkopf. In Pappband gebunden M. 8.—. Preiserhöhung nach Verkauf einer bestimmten Anzahl vorbehalten.

Aus Städten und Schlössern Nordfrankreichs. Schilderungen und Bilder von Angehörigen eines Reservekorps.

Bd. 1: **Manancourt, Bapaume, Havrincourt.** Von Dr. **H. Erhard.** Mit 1 Plan im Text und 23 Tafeln nach Aufnahmen von R. Rectanus. 3. Aufl. Preis M. 2.50.

Bd. 2: **Douai.** Von Prof. Dr. **Chr. Rauch.** Mit 63 Tafeln. Preis M. 2.50.

Bd. 3: **Cambrai.** Von Dr. **H. Burg,** Dr. **H. Erhard** und Dr. **F. Schnabel.** Mit 1 Plan von Cambrai und 47 Tafeln. Preis M. 3.—.

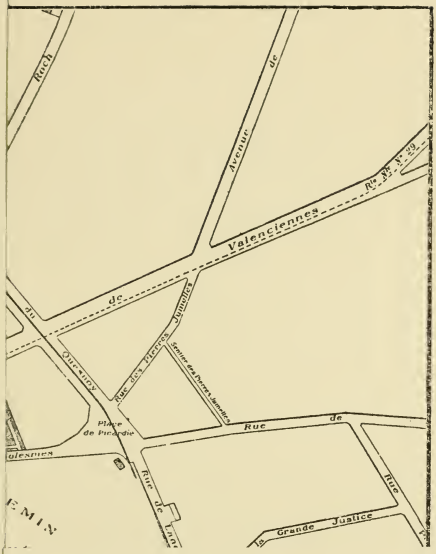
Zwischen Arras und Péronne. 311 Bilder zur Erinnerung an die Zeit des Stellungskampfes und der Abwehr der englischen Offensive an der Somme. Preis geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

An der Somme. 321 Lichtbilder zur Erinnerung an die Zeit des Stellungskampfes und der Abwehr der englischen Offensive. Neue Folge von „Zwischen Arras und Péronne". Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Konstantinopel. Vortrag, im Felde gehalten von Prof. Dr. **Heinrich Sieveking,** Leutnant d. Ldw.

Der Deutsche Bund und das Deutsche Reich. Vortrag, im Felde gehalten von Prof. Dr. **Heinrich Sieveking,** Leutnant d. Ldw.

Französische Kunst. Herausgegeben von einem deutschen Reservekorps. **La Tour,** der Pastellmaler Ludwigs XV. 89 Nachbildungen, darunter 10 farbige, von Kunstwerken in St. Quentin. Ein Prachtband in Großquart. Geb. 15 M.



THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Plan von Cambrai.

G.E.STECHERT&Co
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 083768280